(Ph. Pr.)
889

Ph. Pr. 889.
Nose

Ph. 1260. ab.

Philos. Ethicae partes. 1963.

R

Das
Privatisiren
und die
Resignation
untersucht

von

Karl Wilhelm Nose

Fürstl. Oranien = Nassauischem Geheimen LegationsRathe
und Residenten in Elberfeld

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Frankfurt am Main bei Gebhard und Körber
1805

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vom bürgerlichen Privatisiren

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Einleitung.

Die Bestimmung des Menschen mag aus den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet werden, so führen diese dennoch stets am Ende hin auf ein Schaffen. — Geworden, erschaffen wie der Mensch selbst ist, kann und soll aus ihm etwas werden, durch ihn zu schaffen stehen, was ihn in seiner Sphäre zu einer Art des Schöpfers macht.

Seine Schöpfungen können in der Betrachtung über sie nach dem erwogen werden, was sie an sich, und was sie für etwas anders sind. In dem ersten Bezuge stellen sich dergleichen Bildungen als ein Gehaltiges oder dessen Gegentheil dar, und der andern Beziehung gemäß erstrecken sie sich auf den Urheber selbst oder auf Gegenstände ausser ihm.

Jede Kraft, die feindselig auf sich oder auf ein Anders einwirkt, folglich uneins disharmonisch im Widerspruche mit sich und andern ist, verliert an ihrem Gehalte. — Was also der Natur dem Ziele der menschlichen Bestimmung entsprechen soll, das muß sich charakterisiren als vernünftiges Wirken, als würdige Schöpfung.

Um Sicherheit zu erhalten, daß diese Angaben gültig und erschöpfend sind, hat man sie an einem unzubezweifelnden Merkmale der Wahrheit, und darin auch des Guten, zu prüfen. Dies findet sich unter andern in einer Schrift des gegenwärtigen Verfassers aufgestellt (Das Leben nach freien Zügen. Elberfeld 1802. S. 69) und heisst: „was Würde fördert, das ist Wahrheit." — Was kann nun aber, nicht nur überhaupt, sondern auch mehrere und höhere Würde fördern, als wenn die Menschheit, nach jedem Einzelnen wie nach vollem Gesammten, sich in schöpferischen Kreisen übt, deren Grundlage

Vermögsamkeit, der Aufbau thätige Kraft, ihr Zweck Veredlung ist? Was vermag den Menschen mehr zu gründen und zu heben, als wenn er die Anlage zu jeder mächtigen thatenreichen und segensvollen Wirksamkeit in sich erkennt und ehrt? Zu einer Thätigkeit, über deren unerschöpfliches Material, allseitige Ausbildung und grenzenlosen Effekt ebenfalls bereits in einer andern Schrift aus dieser Feder (Grundzüge der Lebensweisheit. Elberfeld 1801) ein Probehaltiges aufbewahrt wird. Was verähnlicht das Gebilde im Menschen wesentlicher seinem Urheber, der Gottheit, als das Daseyn der Beweis die Zeugenschaft eines reellen, obwohl beschränkten, Schaffungs-Vermögens in ihm; ohne welches selbst das sittlich Wohlthätigste und Erhabenste in Gott, seine Gerechtigkeit Weisheit und Güte, nie offenbar noch gepriesen werden könnte?

Die Annehmlichkeit eines solchen Fundaments, um darnach über wichtige Angelegen-

heiten des menschlichen Lebens vor dem Publiko zu reden, bewährt sich sofort auf zwiefache Weise: der ästhetischen Form und dem virtuellen Inhalte nach. — Denn weil alles Schaffen ein Wirken, und dieses Wirken den Gegenständen gemäß benannt theils wird theils werden kann, worauf es sich bezieht; so bringt die Mannichfaltigkeit solcher Gegenstände in den schriftstellerischen Ausdruck eine reizende Abwechselung, die nicht blos der Sache selbst unnachtheilig ist, sondern ihr auch durch Vermeidung des Einförmigen und durch Aufstellung des Vielartigen förderlich werden muß. Man darf diesemnach die Worte des „Bewirkens, Erzeugens, der Bildung, Umprägung, Veredlung", und selbst des Gegentheils der „Hemmung, Verwerfung, Zernichtung" nebst vielen andern mehr in seinem Vortrage brauchen, ohne dabei weder den richtig leitenden Sinn und Grundbegriff des wirksamen „Schaffens" zu verlieren, noch gegen das Zartgefühl unsanft anzustoßen. — Hiedurch wird für den Geschmack und Schönheitssinn des bildsamen Lesers schuldig eben so gesorgt,

als von einer andern Seite für sein Gefühl des Guten und Erhabenen; indem ihm sein Schriftsteller jene Wirksamkeiten nur nach Maaßgabe ihres Beitrags zur ächt-menschlichen vernunftwürdigen Bestimmung vorführt, oder einem Theile nach darlegt, und die Auswüchse die Schändungen des menschlichen Beginnens nicht weiter berührt, als zur Erhebung des Achtungswerthen, durch den Gegensatz des Verwerflichen, vermittelst des Kontrastes erforderlich scheint.

Allein zwei andere Bedenklichkeiten dürften sich bei dem Versuche zur Errichtung irgend eines Gebäudes auf eine solche vorgeschlagene Grundlegung bald zeigen; hergenommen nemlich von der Furcht oder dem Vorwurfe einer gewissen frevelhaften Anmassung, und einer schnöden Unthunlichkeit des schriftstellerischen Gebildes. — Sie sind gleich an der Schwelle wegzuräumen.

Man könnte zuerst fragen und gefragt werden: „ob der schwache Sterbliche als schöpferisches Wesen vorstellbar sei, wiewohl es wünschenswerth bleibe, daß es sich so verhalten

möge?" — Fürs Ganze werden dies zwei sehr allgemeine, einander entgegensetzte, Urtheile über das Menschengeschlecht beantworten können: der Tadel und das Lob, womit man dasselbe von jeher überhäuft. Beide beziehen sich auf menschliche Kräfte, die im ersten Falle gesunken und entstellt, im andern erhoben und geläutert sind, immer also ursprünglich vorhanden seyn auch wirken müssen, und wenn das, ein Schaffendes ausmachen. — Noch näher trifft die Erwägung der Art und Weise, wonach diese Kräfte wirken, und die daraus hervorgehende reelle Aehnlichkeit mit einer wirklichen Schöpfung (aus Nichts.) Ohne innere Wahrnehmung nemlich wird und kann der Mensch nicht inne werden, was an oder in ihm ist. Diese Selbstbeobachtung geschieht aber willkührlich oder frei, und enthüllt ein dem Menschen noch Unbekanntes, dessen er sich vorher unbewusst, was also zuvor für ihn Nichts war. Indem dabei der Mensch oft über das in ihm Befindliche, als über ein höchst Unerwartetes, staunt, hat er zugleich eine Art des Schöpfungs-

Akts unternommen, aus einem (subjektiven) Nichts etwas hervorgebracht, das nun auch durch seine Einflüsse ein ebenfalls vorher nicht dagewesenes Neues (objektiv) zu bewirken fortfährt, und sonach andere (menschliche) Schöpfungen darstellt. — Im Einzelnsten wird endlich gegen den Vorwurf des Vermessenen die nöthige Rede stehen das Gefühl eines Jeden, oder falls dieser Ausdruck zu misdeuten wäre, die eigene Erfahrung. Wem das Schöpferische in seinem Busen und dessen Darstellung in seinem Kreise zusagt, der bedarf keines weitern Beweises dafür von aussen her; und wem ein solches Thatgefühl mangelt, für den bleibt alle Rede darüber verloren.

Wichtiger erscheint die zweite Aufgabe: „das menschliche WirkungsVermögen, bei seiner Tiefe und bei dem Umfange der zahllosen Gegenstände woran es sich äussern kann, von einer Seite anzusehen, auf der es wie in einem Kerne das Grosse und Ganze hinreichend befasse." — Fuglos ist diese Forderung nicht, geschweige unmöglich. Denn falls des Men-

schen Kraft und Würde, nach genüglichem Maasse, sich nicht in irgend Einen Brennpunkt konzentriren, in keiner einzelnen vollendeten Anschauung darstellen liesse: wenn es dergleichen auffindbare Punkte nicht mehrere und sogar häufig gäbe; so würde die ganze Sache der menschlichen Vermögsamkeit bald zu bezweifeln, bald völlig nichtig seyn. — Es kann daher nur auf gewisse Bedingungen ankommen, die man sich dabei vorschreibt, und die der Sache selbst eben so genügen müssen, wie den Personen, welche als Handelnde und Betrachtende auftreten.

Unstreitig kann der Mensch seine Kräfte zunächst für sich aufbieten. Er ist sich der Nächste und Beste nach Einer Beziehung, wie nach der andern so äusserst fremd und mißlich, als der Unbekannteste und Unzuverlässigste. — Jenes, in so fern ihm nichts eigenthümlicher noch heimischer seyn kann, als er sich selbst: dieses, weil seine Kraft, wenn er damit auf sich einwirkt, ein Fremdartiges für ihn abgibt, dessen Verhältniß zur Gesammtheit seines jedesmaligen Zustandes er entweder noch nicht

hinreichend (aus der Erfahrung) kennt, oder falls er es auch kennt, was seinen übrigen Kräften und Beschaffenheiten oft eine stark veränderte Richtung geben kann, deren Folgen er darum nicht zu bestimmen vermag, da sie theils erst entstehen werden, theils ins unabsehliche gehen können, indeß sie dennoch stets sämmtlich allernächst auf ihn wieder hin- und zurückwirken. — Dieses Spiel, dieser Streit seiner Kräfte muß daher ein Interesse und zwar das stärkste für ihn haben, wenn seine meisten und edelsten Vermögsamkeiten dabei beschäftiget werden. Darin muß sich dann auch der Grad und die Art seiner Schaffungskraft am deutlichsten zeigen, mithin die Beobachtung oder Kenntniß seiner selbst eine der Fundgruben seyn, aus denen sich der Betrag der menschlichen Eigenthümlichkeit herausfördern lässt.

Der Grund, warum der Mensch in einer und der nemlichen Person mit sich bekannt und unbekannt zugleich ist, liegt mit dem Beweise dafür in der Natur seines (Selbst-) Gefühls als Fä-

higkeit. — Er selbst oder etwas Anders mag auf ihn einwirken, ein Angenehmes oder Widriges, ein Starkes oder Geringes u. s. w. mag ihn afficiren; so fühlt er das weit sicherer und bestimmter in und für sich, als irgend ein Anderer es ihm beschreiben vorzeichnen und gleichsam einimpfen könnte. In so fern ist er am bekanntesten mit sich, und wird es durch rege (Selbst-) Kultur immer mehr: was das Daseyn, die Grösse und manche sonstige Beschaffenheit seiner Gefühlsfähigkeit und der sie erregenden äussern wie innern Gegenstände anbetrifft. — Ein Neuling hingegen, oft völlig unbekannt mit sich ist und bleibt er, wenn es auf die Verbindungen Verhältnisse und Folgen ankömmt, welche die Eindrücke, die er durch sein Gefühl irgend woher erhält, mit seiner jedesmaligen Körper- und Geistes-Konstitution eingehen oder darstellen: um so mehr und unaufhörlicher, da diese Organisation und Einrichtung ihrer Eigenthümlichkeit nach unge-

mein zusammengesetzt, lebendig wirksam von zahllosen Dingen abhängig, und ihren Aeusserungen nach äusserst verschieden wechselnd veränderlich ist. Hierbei tritt der Fall häufigst ein, daß er sich erst von Andern am besten und zuverlässigsten kann und muß sagen erklären beweisen anschaulich vorführen lassen, von ihnen abnehmen und lernen, was das menschliche Gefühl, und darin sein eigenes, unter solchen Umständen bewirken, und wie auch warum es sich so äussern könne oder müsse. Denn ohne Erfahrung überhaupt weiß ein endliches Wesen das nicht, und die eigene Erfahrung ist theils ihrer Natur nach stets mangelhaft und unvollständig, bleibt es auch für immer, theils erfordert sie Beobachtungen Kräfte und Anwendungen, die sich erst durch (einzelne) Erfahrungsfälle entwickeln, mithin so lange beschränkt, ungeübt und einseitig erfunden werden müssen, als sie in jenen engen Kreisen befangen sind. — Was Phidias bei Fertigung seines Mei-

sterwerks empfand, und mit ihm jeder andre Künstler in seiner Art, das war zur Stelle ihm ganz, darin war er allein sich selbst am besten bekannt: viel anders aber, was sonst in und mit ihm vorging, hatte er erst mühsam von sich und Andern zu erforschen, darin lernte er, wie Jeder, nie völlig aus.

Der Beobachter einer solchen Situation, worin der Mensch sich selber misst, ergründet und Schlüsse daraus zieht, kann freilich das Interesse mit demjenigen theilen, den es zunächst betrifft: oft in wirklich grossem Maasse: aber auch nur theilen. Völlig zu seinem Eigenen kann kein Anderer diese Lage machen, ohne selbst mit darin eng verflochten zu seyn: und doch urtheilt Jedermann am liebsten über eine Sache, wenn sie ihn persönlich mit betrifft. — Darum wird ein gewisses Ausströmen der Menschenfreundlichkeit, ein wohlthuender Geist von Menschenliebe, der tief und voll in das Gemüth jedes (empfänglichen) Beobachters eindringt, auch kräftig und werkthätig in seinen (möglichen) Kreisen wirkt, sich

den Selbstschöpfungen des Menschen stets beizugesellen haben: und folglich die bezweckte Mehrung von Menschenwohl, die rege Beförderung des ächten Menschen Glücks und Heils, das zweite Merkmal und bewährte Siegel der höhern Kraft-Erzeugnisse des nach göttlichem Bilde geschaffenen Erdbewohners ausmachen.

Das bürgerliche Leben — als dasjenige worin aufs Ganze gesehen, zwar sicherlich nicht die glänzendsten noch gepriesensten, sehr gewiß aber die uneigennützigsten und freiesten, die kernhaftesten und daurendsten Schöpfungen für Zeit und Ewigkeit gebildet werden — der wahrhaft goldne Mittelstand zeigt nun bei Manchem seiner Angehörigen eine Lebensweise, welche hauptsächlich nur auf das Individuum, was ihr nachgeht, berechnet zu seyn scheint; in so fern auch eine genaue Bekanntschaft mit sich selbst erheischt oder voraussetzt. Dadurch wäre die eine der geforderten Bedingungen zur Darstellung der menschlichen Bildungskraft anschaulich gemacht. Vermöchte man nun darzuthun, daß eine solche

Lebensart, neben der Richtung aller edlern Vermögsamkeiten im Menschen zunächst auf das Subjekt worin sie existiren, ebenfalls der zweiten Bedingung genügen, sonach die feinern und höhern Zwecke der Menschenfreundlichkeit vollständig dabei erreichen, nicht blos könne, sondern ihrer unverfälschten Natur nach sogar nothwendig erfüllen müsse, und daß diese reine erhabene Natur nicht verkannt noch verunedelt werden dürfe oder solle; dann würde das Privatisiren als ein Aeusſers oder Bürgerliches, verbunden mit der davon unzertrennlichen Resignation, als ein Inners und Moralisches, in seiner Begründung Läuterung und Ermächtigung, durch reiche Kraftfülle und wahre LebensWeisheit, dem Punkte des besten und höchsten Lebens hienieden ersichtlich zuführen.

I

EntstehungsArt des Privatisirens.

Das höhere Gute was dem Menschen zukommen, das reinere Wohl, das ihm durch seine eigene freie und vernünftige Mitwirkung werden kann, pflegt gewöhnlich dem vorherigen Geringern und minder Zuträglichen zu entkeimen; ohngefähr wie die lebendige Pflanze der todten Erde. Beziehungsweise wird es daher aus einer Art des frühern Uebeln oder Schlimmern, überhaupt aus einem Unvollkommenern erwachsen. Das bringt die Beschaffenheit eines beschränkten endlichen perfektibeln Wesens mit sich. — Deswegen darf die Bemerkung nicht Wunder nehmen, daß dem Zustande eines zulässigen Privatisirens Vieles vorhergegangen seyn könne, wohl gar habe vorausgehen müssen, was in der Reihe menschlicher Dinge einen niedrigern Rang einnimt.

Darauf deutet auch der Begriff des Privatisirens hin. Dies besteht nemlich bei Jemand in dem erlaubt willkührlichen und behaglichen Genusse seines eigenen Lebens, der freien Anwendung seiner Zeit und Thätigkeit nach, ohne alle bestimmten Geschäfte des bürgerlichen Gemeinwesens, denen er ehemals oblag oder sich zu widmen hatte: bei einem Alter und GesundheitsZustande übrigens, worin er noch rüstig und geschäftsfähig ist. — Sonst tritt er in die Klasse der „Jubilirten, Ausgedienten, Pensionirten, Invaliden" u. s. w. — Falls auch der Privatisirende, neben seinen engern oder weitern freundschaftlichen Geselligkeits-Kreisen, wirklich oft noch eigentliche Familie hat, für die er nach löblicher Sitte, vielleicht nur desto geflissentlicher sorgt; so sind diese Personen demohngeachtet bei ihm seinen eigensten Lebenszwecken auf die nemliche Weise merklichst untergeordnet, als sie es unter andern Umständen seinen Brodt- und Berufs-Geschäften bleiben. Um die Achse einer e i n z e l n e n, eigenmächtig isolirten, ruhenden oder thätigen P e r s o n muß sich das Privati-

siren drehen, weil sonst der Mensch mit Familie nicht so leben könnte, was gegen Thatsachen oder Erfahrung ist. Dagegen darf die Entfernung von Geschäften nicht auf jede Art derselben ausgedehnt werden, indem eine gewisse Anzahl und Gattung bestimmter Wirksamkeiten theils zur Erhaltung und Förderung jedes Menschenlebens, zumal in gesundem Zustande, theils zum Unterschiede des Privatisirens vom simpeln Privatleben, blossen Vegetiren, von absolutem elenden Müssiggange nothwendig erforderlich bleiben.

Einem solchen Privatisirenden muß es nun doch irgendwo gemangelt oder misfallen haben, weil er seine bisherige Laufbahn verlassen hat. Ihm müssen Gründe beiwohnen, warum er jetzt nicht mehr der vorige Geschäftsmann, auch gerade zu einer bestimmten Zeitepoche ausgeschieden ist. Er muß seinen Zustand haben verbessern wollen, und das nicht früher durchsetzen können.

Die Veranlassungen dazu, die Hindernisse dagegen mögen an Menge und Beschaffenheit noch so groß und vielartig seyn, so lassen sie

sich doch unter zwei Gattungen befassen. Sie sind entweder innere oder äussere: solche die in dem Privatisirenden selbst, oder in dessen Umgebung liegen. Aber auch diese Verschiedenheiten müssen sich in dem Einen ausgleichen, daß sie der Natur des Privatisirens entgegen wirken, mithin der Möglichkeit und dem Gehalte desselben. Dies vereinfacht den Vortrag über die Sache. — Allein eben diese Sache bezieht sich stets auf gewisse Personen, in denen und worauf sie wirkt: oder noch genauer, bestimmte ThätigkeitsAkte von Personen machen die ganze Sache, und von einer einzigen dazu qualificirten Person geht sie ursprünglich aus. Deswegen braucht man nur, ohne fehl zu treffen, eine (kollektive) Person zu berücksichtigen: und das humanisirt die Rede.

Bei jeder Untersuchung über eine Person wird diese problematisch genommen, d. h. man hat noch nicht, sondern man will erst über sie entscheiden, was den Gegenstand betrifft, weshalb sie in Frage steht. Und dabei kömmt ein Dreifaches in Anschlag: das

Vermögen oder die Kraft der Person, ihr Befugniß oder ihre Freiheit, und ihre Verbindlichkeit oder Pflicht dazu. — Daraus erhellt der Grund und das Erschöpfende der Fragen: Wer privatisiren könne, möge und solle?

Geht man noch einen Schritt weiter, um das Ziel zu sichern, was jedem Schriftsteller, aus Achtung für die Menschheit und sich, beständig vorschweben muß; so ergibt sich durch Obiges die Eingleisung in eine Bahn, die dem Leser und Verfasser nie verrückt werden sollte. — Beim Privatisiren nemlich, auf jene Weise verbunden oder absolvirt dargestellt, liegt ein reelles Bedürfniß des Menschen zu Grunde, was er einerseits blos durch sich selbst, andrerseits nur durch ein Allgemeines befriedigen kann. Kein Anderer also vermag ihm, vermittelst eines Besondern, diese Befriedigung als Gabe oder Begünstigung darzureichen, sondern er selbst muß sich die Aufgabe dazu ertheilen und auflösen. Dies verbürgt

ihm die bleibende Würde der Sache oder des Besitzes: wogegen alles Geben oder Verleihen stets einen veränderlichen Werth hat, wie von dem Verfasser dieser Blätter anderswo erwiesen ward. (Der Werth der Anstalten gegen das Blatterübel erwogen. Frankfurt a. M. 1800. S. 90 ff.)

II

Allgemeine Bedingungen zum Privatisiren.

Der aufrechte und freie Gang, den das privatisirende Leben überall zu behaupten hat, schliesst alles Aermliche, Gebrechliche und Werthlose, auch dem Physischen nach, davon aus. — Wessen tägliches Streben einzig und allein auf den Erwerb des nothdürftigen Unterhalts beschränkt ist und bleiben muß, der kann eben so wenig privatisiren, als derjenige, welcher ein schmales und unsicheres Gnadenbrodt geniesst, darauf Anspruch machen wird. — Wen ferner beständige körperliche unheilbare Siech=

heit an Zimmer Bett und KrankenRegel fesseln, der specificirt sich zwar zu einem oft sehr bedauernswerthen Leidenden, allein man verliert ihn bald aus dem Kreise der Betrachtung über freiwillige Zurückgezogenheit, falls auch die sonstigen Erfordernisse dazu bei ihm statt finden. — Von Leuten wiederum, deren Geisteskräfte durch Natur Versäumniß Unfälle oder Alter so gering und herabgekommen sind, daß die Aeusserungen derselben in das gar Gemeine, Kindische und Niedrige, schon für die äussern Sinne des Zuschauers fallen; von solchen Leuten gebraucht man andere bekannte Ausdrücke, die ausser der hier bezweckten Sphäre liegen. — Kurz: der äusserlich und innerlich Dürftige, der körperlich und geistig Schwache vermag nicht eigentlich zu privatisiren. Nimt er die Miene dazu an, so wird er anmassend, albern, verächtlich, je nachdem (Bettel-)Stolz, Unverstand oder Frevel dabei obwalten.

Umgekehrt kann demnach blos derjenige mit Fug und Ansehen sich aus der Geschäfts-Welt zurückziehen, der bis zu einem gewissen

Grade gesund, wohlhabend und gebildet ist. — Ein körperlicher bürgerlicher und moralischer Wohlstand gehört also dazu, der sich genau nach dem Werthe richtet, den diese verschiedenen Arten des Wohlseyns auf der Waagschale des unbefangenen Vernünftigen erhalten. Ueberhaupt braucht der physischen Gesundheitlichkeit dabei am wenigsten, das pekuniäre Vermögen nur mässig, der geistigen Vorzüglichkeit hingegen wird nie zu viel seyn können.

Die Stärke des (sogenannten) moralischen Gefühls im Menschen, wonach es für den Privatisirenden vorzugsweise das Meiste und Beste des intellektuellen und sittlichen Besitzstandes theils zulässt, theils fodert: diese Fülle leuchtet auf den ersten Blick ein. Aber auch sein Zartes, und wenn der Ausdruck passt, sein Vorsorgliches muß aus der Manier erhellen, mit der es sich beim Zuwägen des genüglichen Maasses der beiden übrigen Erfordernisse benimt. — Der Mensch von feinem Gefühle solcher Art gönnt zwar nicht nur

dem Privatisirenden eine hinreichende körperliche Gesundheit, sondern er wünscht sie ihm auch aufrichtig, wenn er sie bei der hohen Kultur einer solchen Person gar schwächlich leidend oder dahin welkend wahrnimt. Aber eine volle blühende herkulische Körperkraft möchte er dennoch lieber dem grössern bürgerlichen Geschäffts-kreise, als der Abgeschiedenheit gewidmet sehen, weil sie dort nöthiger ist wie hier. Noch sorgsamer, oder vielmehr schon besorglich, wird das geübte KennerGefühl bei dem Urtheile über die zum Privatisiren erforderliche Quantität des sogenannten „zeitlichen Vermögens." Es entscheidet dabei am liebsten für ein gewisses Mittelmaaß, gleichweit entfernt von Ueberfluß und Mangel, da grosse Reichthümer und blendende Glücksgüter dem Menschen so leicht und von so vielen Seiten gefährlich werden können.

III

Besondere Einschränkungen des Privatisirens.

Die Willkühr des Menschen im civilisirten Zustande ist den rechtskräftigen Einrichtungen des gesellschaftlichen Vereins unterworfen, dem er angehört. Dadurch wird die Frage: ob er in irgend einem Staate privatisiren wolle, gleichbedeutend mit der: ob er es dürfe? — Ist die Sache für diejenige Gesellschafts- oder Landes-Verfassung, deren wirkliches Mitglied er vermöge seiner bisherigen Verhältnisse ausmacht, gültig entschieden, so wird es auf den Fall, daß der Privatisirende Gründe hat, sein dermaliges Aufenthaltsland mit einem andern, für eine Zeitlang oder für immer, zu vertauschen, ein Geringes seyn, sich mit den Regierungen der Staaten abzufinden, die er verläßt und auswählt, da er in allen, als Privatmann, jeder öffentlichen und gemeinbürgerlichen Rolle entsagt. In so fern kann man der Untersuchung überhoben bleiben: wo, ob im Aus- oder Inlande, Jemand privatisiren

möge? — Uebrigens müssen die staatsbürgerlichen oder gemeinpolitischen Situationen von den weltbürgerlichen oder kosmopolitischen Funktionen jedesmal thunlichst unterschieden, und diese letzten abgesondert (im folgenden Abschnitte) erwogen werden.

Zum sichern Leitfaden hierbei dient der streng erweisliche, schon oft erwiesene Satz: daß dem Rechte allemal eine Pflicht, wie umgekehrt der Verbindlichkeit stets ein Befugniß, genau entspreche. Wenn demnach Jemand ein Recht zum Privatisiren haben und üben will oder soll, so muß er die demselben korrespondirende Pflicht genüglich erfüllt haben. Die Pflichten aber, welche er gegen die staatsbürgerliche Gesellschaft wesentlich trägt, lassen sich in einer proportionirten Erwiederung der Dienste befassen, die dem Einzelnen von der Gesellschaft wirklich geleistet sind: — nicht etwa, die ihm hätten erwiesen werden können oder sollen. Denn was der Staat für eins seiner Mitglieder unterließ, obwohl er es ertheilen konnte, das berechtiget ihn zu eben dem, was er in solchem Falle gab, d. h. zu

Nichts. Und wenn der Staat versäumte oder umging, was er für Jemand hätte bewirken sollen, dann ist er diesem verschuldet, nicht dieser ihm. Man kann sodann von diesem Beeinträchtigten weiter nichts verlangen, als daß er das Eine wie das Andere nicht scharf nehme, es gutmüthig übersehe, nicht bitter ahnde, großmüthig entschuldige, oder dgl. — Rechtlich gehalten, juridisch verpflichtet ist, er in beiden Fällen zu keiner Leistung ohne Gegenleistung, geschweige bei staatswidrigen Fehlern gegen ihn begangen; obwohl er ethisch oder seinem Gewissen nach freiwillig sich dazu verstehen kann, bei hinreichender Kultur das auch sicherlich und unaufgefordert thun wird.

Was Alles nun, oder wie viel, eine bestimmte bürgerliche Gesellschaft dem Einzelnen effektiv geleistet hat, oder ihm ermangeln ließ, der in der Frage über die Zulässigkeit seines Privatisirens befangen ist, steht weder von der Einen oder von den mehrern Personen auszumachen, die das Haupt, den Chef eines solchen bürgerlichen Vereins, den konzentrir-

ten Sammelpunkt desselben repräsentiren; noch von jenem Einzelnen selbst zuverlässig auszumitteln, so lange dergleichen Personen blos in der Qualität als Theilnehmer an der gesellschaftlichen Verbindung betrachtet werden. Dies aus dem einfachen Grunde nicht, weil beide nur Partheien sind, denen in ihrer eigenen Sache kein Richteramt zusteht. — Auf alle Fälle braucht sich Niemand, der unbefangen über das Privatisiren nachdenken will, einen Machtspruch darüber von irgend Jemand gefallen zu lassen. — Ein drittes Höhers muß also darüber entscheiden, dem beide Theile zu gehorchen desto unzubezweifelnder verpflichtet sind, da das Gesetz, wonach es ausspricht, ein formales oder unbedingtes darstellen, mithin allen Theilhabern der Gesellschaft ursprünglich beiwohnen muß. Was kann dies anders seyn, als die (praktische) Vernunft, und dessen Organ für jedes gesellschaftliche Leben, das Publikum, wie fern es dieses Namens werth, d. h. ein denkendes, gebildetes und unterrichtetes ist?

Was daher das erleuchtete Publikum, und

darin die Stimme der Vernunft einerseits durch Andere, vermöge der öffentlichen Meinung, (Sentenz) und andererseits bei dem betheiligten Einzelnen vermittelst des (richtigen) Gewissens, über das Privatisiren-Dürfen festsetzt, das wird und bleibt ausgemachte Wahrheit, d. h. es fordert Jedermanns Würde. — So etwas bezieht sich aber immer, spricht stets auf den ächten Gehalt, den der Privatisirende in seinem Kreise, öffentlich und privatim, geoffenbart hat. Und dieser Gehalt äussert sich für die Gesellschaft durch Nützlichkeit (wahrhaft nützliche Arbeiten) und für den Arbeiter selbst durch den Charakter einer gewissen Vortrefflichkeit (Eminenz) die von seinen Bemühungen auszusagen steht. Folglich darf überhaupt privatisiren, wer und je nachdem er gemeinnützige Eigenschaften bewiesen hat.

Diese Angabe bleibt freilich auf die niedern Stände sowohl, als auf die höhern, in angemessener Aufstufung anwendlich. Auch entspricht sie den mannichfaltigen Arten und Graden der entfaltbaren menschlichen Anlagen oder

Talente, und bewährt dadurch ihre allgemeine Richtigkeit. Dennoch dringt sich dabei zugleich ein widriges Gefühl auf, durch das Privatisiren dergleichen brauchbare und erprobte Kräfte ausser Aktivität gesezt sehen zu sollen. Man wird bewogen, zumal wenn die Personen und ihre bisherigen Wirkungskreise von ausgezeichneter Grösse und Wichtigkeit waren, eine Menge Fragen und Bedenklichkeiten aufzuwerfen, die sich in den einzigen populären Ausruf zusammenfassen lassen: „es ist doch Schade!"

Daß hierbei im Ganzen und Einzelnen nicht auszulangen sei mit Seufzen, Bedauern, Klagen, Vorwürfen, Bitten und Verheissungen, wenn dies auch noch so gut und redlich gemeint ist; sagt man sich leicht. Bald wird das nicht helfen, wenn Jemand privatisiren kann und darf: bald macht es noch mismüthiger, auch wohl unwilliger, wenn alles Zureden fehlschlägt: und am Ende muß es doch dazu kommen, über den Grund der Sache und des Mislingens sich ein für allemal selbst bescheiden zu lernen.

Man kann dies auf mancherlei Art. Eine

der sichersten und kürzesten, wird indessen seyn, Alles was nur irgend dabei in Anschlag kommen kann, Sache und jede Person mit den ihnen annexen Ort- und Zeit-Verhältnissen, unter Einen Gesichtspunkt, unter die gleiche Regel zu bringen. — Dazu bietet sich der Begriff der Persönlichkeit dar, als entweder die Idee der konstituirten Menschheit ganz intellektuell betrachtet, oder als die Würde eines Wesens, wonach dasselbe von keinem andern Wesen blos zum Mittel darf gebraucht, sondern stets zugleich für (Selbst-)Zweck muß gehalten werden. — Zu rasch jedoch dabei verfahren, und etwa blos den schneidenden Satz aufstellen: „wer kann und will, der muß": würde unrathsam seyn, weil dann alle Freiheit wegfällt, und nichts als die eiserne Natur-Nothwendigkeit übrig bleibt. Deswegen erscheint es gerathener, diesen Gegenstand als ein eigenes Wollen zu betrachten, was zwar auch dringend, aber nur vernünftig- oder moralisch-nothwendig ist. — So führt sich ein neuer, der wichtigere, Theil der Untersuchung von selbst herbei.

IV

Moralische Erweiterung des Privatisirens.

Einen vorläufigen günstigen Eindruck wird zur Stelle der Umstand machen, daß nunmehr der Sache und Person im Privatisiren eine freiere und selbstständigere Bahn angewiesen werden kann. — So lange die Frage noch vom Können und Dürfen bei der Zurückgezogenheit ging, stellten sich theils offenbar untersagende und einschränkende Bedingungen in den Weg, theils war das Zulässige dabei nur als eine mögliche oder zugetheilte wirkliche Erlaubniß, Vergünstigung, Nachsicht rc. anzugeben. Jetzt aber tritt das lebendige kraftvolle Ganze in der entfesselten ansehnlichen Gestalt eines vollen Gerechtsamen auf, das nach innern und äussern Beziehungen fest gegründet, und dadurch über alles Konniviren und Dünken, über jede befugte Willkühr und Beeinträchtigung irgend eines Andern hoch erhaben ist. — Irre machen lassen darf man sich in dieser Vorstellungsart

nicht durch das gebieterische Sollen, was die Scheitel einer solchen Befreitheit überschwebt; durch den gesetzlichen Befehl „unter bestimmten Umständen soll der Mensch privatisiren." Denn das Zuchtamt, welches einem solchen Gebote gegeben ist, wird einerseits nur für das Geringere im Menschen, für seine Sinnlichkeit geübt, falls er sie, vermöge seiner eigenen höhern Geistigkeit, zu zügeln unweislich versäumt: anderseits erweist sich die nemliche Disciplin ungemein wohlthätig dadurch für ihn, daß sie jedem Andern, der auf sein Thun und Lassen einwirken kann, ein eben so mächtiges Verbot ertheilt, seinen Gang nicht zu stören; mithin daß sie seine Freiheit kräftig schützt, und jeden Uebertreter ihres Gesetzes unausbleiblich ächtet. — So löst sich zuletzt der imposante gefürchtete Begriff des Sollens klarest auf in den segensreichen heilvollen Zuruf der speciellen und allgemeinen Vernunft; in das freie erhebende, gemein verständliche wie allgenügende MenschenGefühl und Sinnen; zur befassendsten und befriedigendsten (philosophischen) Popularität!

Solchem Ziele zuzustreben, kann in dem einen Zeitalter mehr, im andern weniger thunlich seyn. Vor etwa drei Jahrzehenden — dem Sommer und Herbste der sogenannten Populär-Philosophie — artete die Fasslichkeit philosophischer Schriften oft in völlige Unbestimmt- und Seichheit aus, denen späterhin der rigoröse Kritizismus in der Philosophie ernsten Einhalt that. Dort musste beim erschlafften welkenden Räsonnement das männlich Kräftige des ächtphilosophischen Populären so gut als verloren, hier wegen der erforderlichen Schulsprache oft ins Unbiegsame und Rauhe übergehen. Daraus entstand ein einstweiliger Frost — eine Art des Winters auf dem philsoophischen Gebiete — der bei mehrern Schriftstellern bald Erstarrtheit, bald ein solches, theils widriges theils lächerliches, Reiben auch wohl Schlagen und Stampfen zur Folge hatte, was dem ähnlich ist, wenn die Leute aus sich selbst ihre Gliedmassen wieder erwärmen wollen. Darunter litt der urbane

Ton der schriftstellerischen Civilisation eine Zeitlang sehr. — Wie indessen nach der Herbst- und winterlichen Jahrszeit die Natur stets den holden Frühling wieder herbeiführt, freilich nur allgemach, so kann jezt und wird die philosophische Welt immer mehr ein Geist beleben, der mit Strenge Liberalität, mit Energie milde Sanftheit verbindet: und darauf weisen manche Zeichen unsrer Tage bereits unzweideutig hin.

Um nun ein vernünftiges Wollen des handelnden Lebens, unter welchem Ausdrucke jedes Einwirken in die bürgerliche Gesellschaft befasslich ist, schriftstellerisch darzustellen, hat man lediglich zu sehen auf den vernünftigen Zweck eines solchen Lebens, der eben deswegen nur einziger seyn kann. Da findet sich dann leicht, als charakteristisch, das Gemeinnützige der Sache nach; wofür also die Person, welche das bezwecken will, nothwendig Sinn oder Willen haben muß. — Dieser Gemeinsinn und Wille aber setzt sich stets dem Eigensinn oder der Selbstsucht

entgegen: und gerade dazu neigt, ausweise der Erfahrung, die einzelne und gesammte Menschheit hin, so lange sie noch roh oder ungebildet wahrgenommen wird. Deswegen hat sie zur Erwerbung des Gemeinsinns einer Zügelung vonnöthen, die zuerst von einzelnen Individuen anhebt, mithin zunächst von da ausgeht, auch dahin wieder zurückkehrt, sonach eine wahre Selbstkultur abgibt. *) — Auf diesem Standpunkte erblickt der Mensch bald, daß er genau so viel sich selbst nützlich seyn kann, als er Andern zu dienen sucht: weil er die Güte, den Werth seiner eigenen Gesinnungen nur nach den wirklichen Aeusserungen davon abzumessen, zu erprüfen, zu beweisen vermag, und zu der Aufnahme solcher reellen Werkthätigkeiten Niemand geeigneter, Keiner dafür empfänglicher ist, als überhaupt Jemand

*) Ueber die unerlaßliche Nothwendigkeit und das tiefe Eingreifen des (moralischen) Gemeinsinns in jedes menschliche Verhältniß von Wichtigkeit schrieb der Verfasser in den „Gedanken von der Freiheit im Fragen." Frankfurt a. M. 1799. S. 37 ff.

seines Gleichen, d. h. Personen, die wesentlich das sind was er selbst ausmacht, mit ihm die nemlichen Anlagen Gefühle Bedürfnisse und Ansprüche haben. — Dadurch fällt die Selbstpflege mit der Wartung und Sorgfalt für Andere zusammen. Die eine ist so gerecht wie die andere billig, und beides erscheint als gleiche Pflicht.

Nicht dies allein ergibt sich aus einer solchen Vereinbarung zweier, anscheinend sehr verschiedener, Wirksamkeiten im Menschen: sondern auch, daß keine einzige Person, wofern sie nur gehörig unterrichtet ist, von dem Urtheile über das Befugniß zum Privatisiren ausgeschlossen werden dürfe, mithin der Privatisirende selbst nicht, vielmehr er in der Regel am wenigsten. — Das Letzte, weil beim Vorhandenseyn des erforderlichen Grades der Selbstkultur der Mensch am richtigsten und stärksten seinen Gemeinsinn fühlt, mithin auch seine eigene Vermögsamkeit zum Gemeinnützigen am besten weiß und erfahren hat, worin es ihm kein Anderer gleich thun kann. — Wozu aber jeder Urtheilsfähige berechtigt bleibt, das

muß sich auch von jedem einzelnen Befugten, gültig für Alle, darthun lassen. In sofern gilt Eine Stimme für das Ganze, und umgekehrt sprechen Alle für Einen. Dadurch wird dem rechtlichen Schriftsteller sein legislatorisches Amt für den Leser verbürgt, ohne dessen Insignien er nie auftreten sollte; indeß der würdige Leser in einem solchen Schriftsteller nur sich mit seiner eigenen Vernunft wieder findet. — Sonach ist der Satz genüglich vorbereitet:

Wessen bisheriges, nebst jedem ihm ähnlichen, Leben nicht mehr gemeinnützig genug werden kann, der wird (beim Können und Dürfen) privatisiren wollen, und diesem vernünftigen Willen gemäß, auch sollen.

Dennoch würden der Mißverständnisse Zweifel und Dunkelheiten zu viele entstehen und fortdauern, wenn dieses Enunciat nicht tiefer zu begründen und weiter zu erörtern stände. Darum wird man wirksame Mittel dagegen namhaft zu machen haben, die wie alles Zuträgliche nahe liegen.

Die Ursachen, physischer und geistiger Art, welche ein Individuum weniger gemeinnützig darstellen, können theils liegen in der Beschaffenheit des Geschäfts selbst, dem Jemand nachgeht, theils in den Umständen derjenigen Personen, die entweder gewisse gesellschaftliche Funktionen üben, oder um derentwillen dergleichen Beschäftigungen geschehen. — Daraus erhellt die grosse Mannichfaltigkeit der Veranlassungen zum Privatisiren. — Um sicher zu seyn, daß man diese zahlreiche Verschiedenheit der Gelegenheitsgründe zur Zurückgezogenheit erschöpfend befasst, bleibt nichts übrig, als das Mannichfaltige wiederum in der handelnden Person gewissermassen allein zu vereinigen. Denn diese ist es doch beständig, auf welche die Beschaffenheit jedes gesellschaftlichen GeschäftsZweigs einerseits einfliesst, andrerseits welche durch ihre Geschäftigkeit auf die bürgerlichen Kreise einwirkt, und drittenseits ist sie es, die von den Personen, mit denen sie sich beschäftiget, bestimmte Rückwirkungen erhält. — Die sittlichen Befugnisse zum Privatisiren müssen sich also befriedigend

einsehen lassen aus den Hauptbeziehungen, worin der Privatisirende selbst zur Zeit seines Geschäfftslebens stand und stehen konnte: vorausgesetzt allerdings, daß man Mann und Sache richtig zu nehmen weiß. Daher die folgenden Urtheile.

1. Wer seine bisherigen, und andere damit verwandten, Geschäftskreise für sich zu unproportionirt gewahr wird, der hat davon (weislich) abzulassen.

Sind seine Geschäfte zu groß, ist er ihnen nicht gewachsen, dann leiden sie unter ihm: sind sie zu unbeträchtlich, so entwürdigen sie ihn. Beides untergräbt den Umfang und Gehalt seiner Gemeinnützigkeit. — Diesem Uebel muß aber der Mensch oft ausgesetzt werden und bleiben, sowohl durch sich selbst, als durch die Geartetheit seines Geschäfts.

Bekanntlich entschliesst er sich ja zu einer Lebensart in einem Alter und unter Umständen, die gewöhnlich nichts weniger als zum hellen und freien Ueberblicke tauglich sind. — Das Unreife seiner jugendlichen Jahre, der

Mangel an Selbst- und MenschenKenntniß in dieser Epoche, das Blendende der Aussenseite einiger Stände, die ihm zufällig durch Ort und Lage näher als andere bekannt geworden sind, die Macht des elterlichen, anverwandschaftlichen, Freundes-Beispiels, das Blendende der Ermunterungen und Zureden, nebst so vielem andern Aehnlichen mehr: dies Alles wirkt auf die Eigenschaften seines Gemüths, welche in der zarten Jugend vorherrschen, auf sein lebhaftes Gefühl und auf die blühende Imagination, stärker wie auf den bei ihm noch unentwickelten Verstand. Und doch wäre es eigentlich die Sache der reifen Urtheilskraft, bei der Wahl eines künftigen lebenslänglichen Standes vorzuleuchten und darin einzuführen.

An häufigen, zum Theil sehr unglücklichen, Mißgriffen bei den erwählten Lebensarten in der Welt kann es daher so wenig fehlen, daß man sich eher darüber zu wundern hätte, wie es bei alledem noch gut genug mit der bürgerlichen Gesellschaft von dieser Seite im Ganzen stehe, als über das Gegentheil davon.

Hierzu kömmt der unvermeidlich oft wechselnde Zustand vieler Geschäftszweige, der nach seiner wirklichen Veränderung und deren Folgen bald nicht vorauszusehen, bald nicht zu umgehen, bald nachtheilig für diejenigen ist, auch wohl im Fortschreiten wird und bleibt, die sich, von früher Jugend an, einem gewissen Stande gewidmet haben.

Die genauere Erwägung der Lage eines zwar einzelnen, aber weit verbreiteten, und in die Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft unauflöslich verflochtenen MittelStandes in Masse kann diese Aussage bestätigen. — Ein Stand der den blossen Brodt- und Geld-Erwerb ohne Entwürdigung zunächst nicht bezwecken darf, vielmehr eine Darreichung des angemessenen Unterhalts irgend wodurch, als den schuldigen Tribut seiner Arbeiten, von dem BürgerVerein zu fordern berechtiget ist, und der sich eben darin von den niedrigern Klassen unterscheidet, indem er zugleich den höhern Ständen der Gesellschaft näher tritt; sowohl wegen der Art als wegen des Bezirks seiner

Geschäfte, die für das Ganze, dem Grössern wie dem Kleinern nach, gleich unentbehrlich als wichtig sind: kurz der Stand des Gelehrten im weitesten Sinne wird hierbei Jedem leicht einfallen.

Unermeßlich ist der bedeutendste Wechsel, dem dieser Stand ausgesetzt bleibt, in Bezug auf den Gehalt seines Stoffs, — auf das Gestaltetseyn seiner Gewältigung und Handhabung, was ohngeachtet alles Formellen dabei dennoch ein wesentliches Erforderniß für sein jedesmaliges Bestehen ausmacht, — und auf sein äussers Schicksal. Mithin von den Gliedern oder Bearbeitern desselben ganz abgesehen. Die Epochen dieses Wechsels sind zwar ungleich, schneller oder langsamer auf einander folgend, von kürzerer oder längerer Dauer; eben so wie die (innern) Reformen und (äussern) Würdigungen auf dem gelehrten Gebiete für ein bestimmtes Zeitalter verschieden ausfallen. Allein ausserdem, daß sich durch kein menschliches Divinations-Vermögen solche Zeiträume, Andauerungen und Veränderlichkeiten mit Sicher-

heit voraussehen, und falls das auch bisweilen zuträfe, weder ändern noch beseitigen lassen, wird schwerlich je das Leben eines volljährigen Menschen vergehen, ohne beträchtliche Umformungen der Art aufweisen zu können. Woraus dann folgt, daß jeder Gelehrter solchen Veränderungen während seines Lebens mehr oder weniger ausgesetzt bleibe.

Man erinnere sich nur der tiefst einschneidenden, höchst seltsamen und unerwarteten, vorher oft für unmöglich gehaltenen Revolutionen, die sich seit den letzten dreissig Jahren auf dem literarischen Schauplatze ereigneten: der Anfechtungen, Ummodelungen und Stürme, denen ausser der sogenannten FachGelehrsamkeit fast alle scientifische Kenntnisse und Vorstellungsarten, sowohl dem Innern als ihren Repräsentanten und Machthabern nach, in unsern Tagen durch staats- und weltbürgerliche Vorfälle ausgesetzt waren. — Von der tiefsten Wurzel des menschlichen Wissens an, bis zu den kleinsten Zweigen der mechanischen Ausbildung oder Fertigkeit hin, ergaben sich

bei Myriaden wissenschaftlich-kultivirter Menschen, ausser der unzählbaren Menge anderer Leute, Erschütterungen und Umschaffungen, die noch kurz zuvor nicht einmal geahndet, geschweige berechnet werden konnten.

Wenn nun Jemand in einer solchen Periode lebt und wirkt; wie leicht kann, wie oft muß es nicht geschehen, daß sein erkiestes Geschäftsfach und jedes andere, was damit in naher wesentlicher Verbindung steht, schnell grösser oder kleiner wird auch bleibt, als für ihn erreichbar oder würdig bleibt? daß er zumal bei herannahendem Welken des Alters, in einer ungünstigen innern und äussern Lage, im reissenden Strome der Zeit, einer solchen immerhin nur individuellen, dafür aber desto eingreifendern, Disproportion keinen Einhalt zu thun vermag? daß er aus Pflicht- und EhrGefühl sich genöthigt sieht, eine Lebensart aufzugeben, die für ihn nicht mehr geeigenschaftet ist? — Wer möchte, wer dürfte darüber mit ihm rechten!

Zwanglos gesellt sich dieser Darstellung eine zweite Regel bei:

2. Wenn die besondere bürgerliche Gesellschaft, deren Mitglied Jemand ausmacht, mit dessen GeschäftsZwecke in zu grossem Mißverhältnisse ist und bleibt; so scheidet ein solcher Einzelner aus dem bisherigen Kreise (klüglich) heraus.

Man pflegt die Bewohner einer jeden grossen und kleinen Stadt oder Landschaft auch ein Publikum zu nennen, was der Kürze und des Sprachgebrauchs wegen beibehalten werden mag, obwohl der eigentliche hohe Begriff des Worts dadurch herabgesetzt wird.

Das ächte Publikum besteht blos aus der GesammtMasse aller gebildeten, mithin sehr mannichfaltiger und verschiedener, Stände; deren Mitglieder nur im Allgemeinen, nicht nach jedem Einzelnen, bekannt seyn und geachtet werden können. Dadurch wird es das Organ der (allgemeinen) Menschen-Vernunft, was in der Publizität seine MajestätsRechte übt.

Urtheile jeder Stadt, in der nur Ein, auch noch so angesehener, Stand herrscht, dessen Geist oder Ton aus der überwiegenden Mehrheit, selbst bei manchen unbekannten Individuen, voll erkannt oder angestimmt ist, fallen bei jeder wichtigen MenschenAngelegenheit allemal in das Einseitige, Schiefe, Alberne. Und weil die kleinern Städte hierin gewöhnlich am meisten fehlen, so bestraft der Redebrauch diese Unart besonders durch den verächtlichen Ausdruck des Kleinstädtischen (Spieß- oder Schildbürgerischen.)

Daß nun dergleichen partikuläre Gemeinwesen, von weiterm oder engerm Umfange, sich gegen die nützlichen guten und grossen Mitbürger in ihrer Mitte, oft lebenslänglich gar wunderlich betragen, mithin sich häufig in sehr arge Mißverhältnisse dabei bringen; das kann ein deutscher Leser, selbst ohne eigene Erfahrung, am wenigsten bezweifeln. Denn dessen Nation zeichnet sich in angestammter Bedächtigkeit durch den ächt antiken Geschmack besonders aus, vor Andern das stille

bürgerliche Verdienst ihrer edlern Zeitgenossen, gewöhnlich bis sie absterben, einem gewissen Kreise nach mehr oder weniger kräftig hindanzusetzen, und ihren Manen erst, meist in jahrhundertlicher Frist, dann aber auch fast abgöttisch, besonders wenn es Schriftsteller waren, zu opfern und sie zu verklären.

Vorausgesetzt, daß Verdienste solcher Art an sich groß und unter einer gewissen Nation gewöhnlich sind, so gereicht jene Lage einer Nation im Allgemeinen nicht zum Vorwurf. Sie zeuget vielmehr theils von den mannichfaltigen Veranlassungen und Gelegenheiten, die eine Nation ihren Mitgliedern zur Entwicklung und Darstellung gewisser Vorzüglichkeiten darzubieten vermag; theils von der Annährung der GesammtMasse einer Nation zur Vortrefflichkeit; theils von ihrer GerechtigkeitsLiebe, wonach sie, obgleich spät, das Verdienst des Einzelnen anerkennen und ehren will. — Für ein bestimmtes Zeitalter hingegen, und für die darin lebenden Personen, mithin im Be-

sondern, kann die Gleichgültigkeit oder Miskennung des Privatverdienstes oft sehr drückend, und sogar schmählig werden. Darum wird es für den arbeitenden Privatmann allenthalben eine Menge Situationen geben können, oder vielmehr geben müssen, in denen seine Aussaat auf den Boden des Gemeinwohls nicht der Erndte, die treue redliche Bemühung dem Erfolge nicht entspricht: und zwar je tiefer er sein GeschäftsFach durchschauet, je eigenthümlicher er danach verfährt, je mehr er sich von seines Gleichen und von Andern überhaupt vortheilhaft auszeichnet. — Das hat er allerdings eine Zeitlang gelassen oder großmüthig zu ertragen, ohne mismüthig werden zu dürfen. Er soll die mannichfaltigsten Versuche erneuern und wiederholen, jede zulässige abgeänderte Manier aufbieten und prüfen, um möglichst gemeinnützig zu wirken. Wenn aber alles umsonst ist, wenn die Ursachen dieser Vergeblichkeit nicht in ihm, sondern entweder in einem zu ungleichen Grade der Kultur seiner Umgebenheit gründen, dem er nicht abhelfen kann, der desto fühlbarer

wird, je mehr seine eigene Kultur zunimt, und dessen allmählige langsame Erhöhung blos von der Zeit zu erwarten steht; oder wenn die Disproportion in unvermeidlichen, ersichtlich fortwuchernden Umständen bei seinem Publiko liegt, denen er nicht gewachsen ist: — dann bleibt für ihn nur noch die Wahl übrig, sich entweder in Nutzlosigkeiten zu zerplagen, oder frei zu machen. Und weil das Letzte vernünftiger ist, so soll er dieses.

Vortheile von Belang werden dabei nicht selten seyn: daß er durch sein Zurücktreten einigen den Raum erweitert, ihre Geschäffte erleichtert und vermehrt; Andern eine Bürde abnimt, die sie bisher wegen seiner „Eigenheiten" (wie man es nennt) zu ertragen hatten; Diesen aufmerksam, Jenen vorsichtig, in sich gehend macht, u. s. w. Darin verfährt er alsdann theils menschenfreundlich, theils nach entgegengesetzter Richtung gemeinnützig, theils schon von solchen Seiten für sich selbst beruhigend.

Demohngeachtet können noch mehrere wichtige Bedenklichkeiten gegen das Privatisiren

aufsteigen, die durch das Bisherige nicht hinreichend entkräftet sind. Sie lassen sich ordnen unter die Rubrik:

V

Blendungen gegen das Privatisiren.

Man spricht im gemeinen Leben unbesorgt und wohlmeinend hierüber ein Zwiefaches aus: wovon das Eine die privatisirende Person, das Andere die Folgen betrifft, welche die Zurückgezogenheit für das gemeine Wesen hervorbringt.

In Bezug auf das Erste heisst es etwa: „warum privatisiren von den Menschen, die es könnten und dürften, doch nicht Alle, vielleicht nur Wenige, wenn sie dem Gewissen nach dazu verbunden seyn sollten? Zeugt das nicht von einer Täuschung, der ein Schriftsteller, zumal über moralische Gegenstände, in seinem Räsonnement ausgesetzt ward, und die zwar unvorsätzlich seyn, inzwischen auch gefährlich werden kann?" — Die letzte Frage

macht die Beantwortung der ersten von noch grösserer Bedeutung.

Zu allen höhern menschlichen Dingen, wenn sie Ordnungsmässig ausgeführt werden sollen, gehört Verstand oder Kopf: und wo der fehlt, da irrt das Herz oder Gewissen mit, wie gut und zart es auch sonst beschaffen seyn mag. — Bei den täglichen Geschäften aber, an den täglichen BerufsArbeiten des gesellschaftlichen Lebens beweist sich der (gemeine Menschen-) Verstand leichter sicherer und zulänglicher, weil er dabei Gewohnheit Fertigkeit und Noth, eine mechanische Organisation oder einen organisirten Mechanismus, auf der Seite hat: wie man der Geschäfts-Routine so deutlich als oft widrig genug ansieht. Hingegen bei dem Privatisiren, was seines Namens werth seyn soll, fallen solche Erleichterungen und Beförderungs-Mittel grösstentheils weg, und an ihre Stelle tritt eine Gelöstheit ein, die den Alltags-Verstand gar bald um seine bisherige Haltung, den Kopf zum Wanken Sinken Fallen bringen kann, und das sogar auf lächerliche oder bedauerns-

werthe Weise muß, wenn nicht die Gesammtkräfte im Menschen bei der vorgängigen Lebensart gleichförmig geübt, und mit Sorgfalt angebauet wurden. — Allein Dieses ist der Erfahrung nach sehr selten, folglich wird Jenes desto öfter der Fall seyn. Möchte man die Aussage einseitig oder hart finden, so werde ein anderer Schriftsteller gehört, dem eine genaue Sach-Kenntniß, der privilegirtern Stände besonders, nicht abzusprechen steht. Brandes behauptet in den Betrachtungen über das weibliche Geschlecht (Hannover, 1802 Thl. 2. S. 375.) „Berufsgeschäfte sind den meisten Menschen ganz unentbehrlich, weil sie ihnen einen bestimmten „Wirkungskreis anweisen, den sich nur äusserst „Wenige selbst verschaffen können, da die meisten ohne diese Geschäfte ihre Zeit nicht auf „eine vernünftige, ja nur auf eine unschädliche Weise zuzubringen wüßten."

Ein Grund der Eingenommenheit gegen das Privatisiren beruhet also auf der einseitigen Verstandes-Kultur, oder geradezu auf dem Unverstande derer, die ihre Befugnisse

weder einsehen noch benutzen können; dies auch im Stillen und bei angestellten kleinen Versuchen wohl fühlen. — Zu Gefährten hat eine solche Geistes-Dürftigkeit, nach gewissen Graden, beständig ein rohes träges unstätes Wesen, eine steife unbeholfene kraftlose, dabei stolze und aufgeblasene Manier, nebst einer unverkennbaren Stumpfheit und Seichtigkeit bei wo nicht allen doch den meisten Gegenständen, die ausser den gewohnten Alltagskreis des menschlichen Lebens fallen. — Freilich weiß man das dem oberflächigen Blicke oft künstlich zu entziehen: hier durch einen glänzenden Aussenschein von weltmännischer Feinheit Politur und Zurückhaltung: dort durch einen gleissnerischen Anstrich von freiwilliger Resignation, liebenswürdiger Bescheidenheit, heiterer Ruhe und stiller Würde des Alters; andremale durch das Affektiren einer sanften Gutmüthigkeit, liberalen Freigebigkeit, wohl gar großmüthigen Aufopferung, oft vermittelst einer abgemessenen Sorgfalt für alles Konventionelle des geselligen Lebens, rc. Aber dem tiefern Beobachter, dem geübten Menschenkenner ent-

geht dabei das zweideutige Innere so wenig, als er sich den gegründeten Ausspruch nehmen lässt: daß jede schiefe Richtung des Kopfs, die eine unvermeidliche Folge aller Halbkultur ist, nothwendig nach sich ziehen müsse, was man oft „ein irriges Gewissen" nennen hört.

Die Sache, welche dadurch angedeutet werden soll, beruhet auf einer Schwäche des Gemüths, welche sich besonders als selbstsüchtige Weichlichkeit offenbaret: obschon sie für menschenfreundliche Zartheit angesehen werden möchte. Sie findet nicht nur bei Leuten statt, die privatisiren könnten ohne es zu thun, sondern auch und zwar noch häufiger bei denen, die sich zur Beurtheilung des Privatisirens vorzüglich berufen dünken. Einer solchen Verzärtelung gemäß wähnt man die Zurückgezogenheit misbilligen zu müssen, weil dadurch die wohlthätigen Kräfte eines Menschen unbenutzt, der bürgerlichen Gesellschaft entzogen bleiben, und darin dem Einzelnen wie dem Ganzen ein empfindlicher Nachtheil zuwächst.

Werden dergleichen Angaben in das inte-

ressante Detail, dessen sie fähig sind, verfolgt und mit der imponirenden oder frömmelnden Miene dargestellt, die der Schein auf Menschenfreundlichkeit öfter annimt, als die wirkliche Tugend solcher Art selbst; so erhalten sie bei dem grossen Haufen lauten Beifall, und erregen gegen jeden Widersprechenden bittern und lieblosen Verdacht. Die undenkende Menge unter dem Volke entbricht sich dann nicht von verkehrtem Sinne, unseliger Verschrobenheit, unverzeihlichem Egoismus, von vollendeter Unwürde zu reden, und die darin befangene Person bald mitleidig zu bedauren, bald schnöde zu verhöhnen, bald tief zu verachten.

Schon daß dieses gemeine Stimme und Denkart ist, — die von der allgemeinen, welche nur der Vernunft zukommen kann, sorgfältig unterschieden werden muß, — lässt eine Untiefe des Urtheils hierbei erwarten. *)

*) Die Aussagen zweier, zu ihrer Zeit grossen, deutschen Männer mögen hier für einige Leser wiederholt werden. Solertes animos jubeo, tota sua vita experiri, plus ne veri an ficti

Aber das wirklich Fehlsame davon steht bündig, direkt und indirekt darzuthun. Mit dem Letzten werden angefangen.

Wer nicht zu privatisiren versteht, der kann weder, noch darf, noch soll er das. Von ihm müsste eigentlich gar nicht die Rede gehen. — Dringt sich indessen bei ihm der Gedanke auf, daß er um der Gemeinnützigkeit willen nicht privatisiren möge, obschon er könne und dürfe; so ist diese Meinung entweder gegründet oder irrig. Im ersten Falle soll er sich nicht zurückziehen, sein Wille ist dabei unfrei. Privatisirt er dennoch, so thut er freilich übel. Allein das Vorurtheil gegen das Privatisiren stellt diesen Fall nicht auf. Es beruft sich

habeat meum proverbium: E rebus quantumcunque dubiis, quicquid maxima sentientium turba defendit, error est. Stahl in der Vorrede zu Becher's physica subterranea. — Insignis nota plebejae vilitatis est, sentire cum cunctis. Semler de ant. Christ. statu. T. I. p. 363. — Im Grunde einerlei mit dem bekannten, weit ältern: Odi profanum vulgus, et arceo.

vielmehr brüstend darauf, daß Mancher auf seinem bürgerlichen Posten bleibe, obwohl er ihn mit Ehre verlassen dürfe. Mithin kömmt diese Situation durchaus nicht in Anschlag. — Im zweiten Falle macht sich der Mann von seiner Gemeinnützigkeit zu hohe, oder überhaupt falsche Begriffe. Und dann soll er, eben wegen seiner vermeinten Wichtigkeit, da er sie für wahr hält, wiederum nicht abtreten. Er thue das aber oder nicht, so ist er ein Thor, weil er sich zu viel dünkt und dem gemäß verfährt, oder ein Unwürdiger, da er seine für groß gehaltenen Dienste der Gesellschaft entzieht. Mit keinem von Beiden hat man es aber weder auf diesen Blättern, noch in der jetzt aufgestellten Einrede zu schaffen. Folglich muß die handelnde Person nach solcher Rücksicht bei dem ganzen Einwurfe völlig herausscheiden.

Nicht besser wird es dem Beurtheiler ergehen, wenn er seine eigenen Vortheile entweder, oder den Nutzen Anderer, beim Nichtprivatisiren eines Dritten in Anschlag bringen will. — Denn sind seine Ansprüche auf die

Dienste eines solchen Dritten gerecht, so soll dieser ohnehin nicht zurückweichen, und die Sache bleibt ohne Kläger entschieden. Sind hingegen seine Zumuthungen selbstsüchtig, so darf er in seine Untugend Niemand verflechten wollen: und eine Untugend gegen die andere gerechnet, taugen beide nicht. — Berücksichtigt der Urtheilende, sei es auch nur dem Scheine nach, das Wohl Anderer; so darf er mit dem Gewissen jenes Dritten nicht rechten, weil dieser wo nicht besser doch eben so gut fühlen muß als er, ob gewisse Dienste der Gesellschaft noch von ihm zu leisten sind oder nicht, falls er nicht ehrlos verfahren will: und Jedes der Art schliesst sich von selbst aus.

Wofern diesem Allen aber auch nicht so wäre, dann liegt doch bei Jedem der über das Privatisiren, als über eine Unbilligkeit klagt, allemal eine baare Schwäche, ein höchst zweideutiger Mismuth, eine ärmliche Unbeholfenheit und oft elende Unwürde zum Grunde, wonach er sich allein nicht helfen kann, eines Andern bedarf, diesem seine Ruhe und Freiheit misgönnt, von ihm nicht ander-

weitigen (edeln) Nutzen zu ziehen sucht, u. s. w. Dies bleibt für ihn so wenig rühmlich, als es nichts weniger wie ehrenvoll für die Gesellschaft ist, wenn er auch dieser die nemliche Ohnmacht und Unbilde unterschieben möchte, ohne einen oder andern Privatisirenden nicht füglich bestehen zu können.

Selbst wenn einige oder viele Personen, ganze Familien und grösse Gemeinwesen, durch das Privatisiren gewisser Individuen beträchtlich litten, und dieser Verlust schwer zu ersetzen wäre; so ist vor dem Befugniß zur Misbilligung erst zu beweisen, daß und wie Theile und Ganzes der Gesellschaft ihr Mögliches thaten, um die Veranlassungen des Privatisirens wo nicht zu entfernen doch zu mildern. Ein Beweis, der überall schwer zu führen seyn möchte! — Und falls er gelänge, so fordert unter solchen Umständen die Billigkeit und Großmuth, von der Mehrheit und dem höhern Standpunkte der vielen Personen des bürgerlichen Vereins, für den Einzelnen nicht nur das Nemliche zu thun, was diesem gegen das Gesammte obliegt, sondern noch weit mehr, weil

Jener in Bezug auf dieses der Schwächere ist. Kurz: wo irgend das Privatisiren bedeutelt und unsanft angefochten wird, da fehlt es im Kleinen und Grossen an ächter Kultur. — Dies lässt sich befriedigend darthun, muß auch noch überzeugender dargethan werden in einem eigenen Abschnitte: wodurch die vorher übernommene Verbindlichkeit einer direkten Vertheidigung der guten Sache ebenfalls zu erfüllen steht.

VI
Würde des Privatisirens.

Es kann dem Leser gleichgültig seyn, wer ihn in die Penetralien eines Gegenstandes einführe. Auch dürfte es ihn nicht verdriessen, wenn dieses einmal auf ungewöhnlicherm Wege geschähe, da die schriftstellerische Manier an sich frei, und die gemeinübliche wegen ihres häufigen Gebrauchs bisweilen Gefahr läuft, abgenutzt und einschläfernd zu werden. Vielleicht könnte dem Leser wohl gar das Ungebräuchliche die Beurtheilung des Gehalts eines

Gegenstandes noch mehr erleichtern als der Schriftsteller selbst vermag, der ihn auf diesem Pfade begleitet, und dessen Unbefangenheit wenigstens daraus abzunehmen steht. — Man lasse sich daher gefallen, als eine Art von Einleitung hier einige Stellen aus Büchern zu finden, die sicherlich nicht in der Absicht weder geschrieben noch gelesen wurden, um gegenwärtige Blätter zu bereichern: über deren Titel und Kostüm man sich daher bedürftigenfalls leicht hinaussetzen wird.

„Wäre der Mann unnütz, wäre der unthätig, der Geistesstärke, Ruhe der Seele, und wahre Empfindung genug besässe, sein Leben der Beschäftigung zu widmen, sich selbst und wo möglich Andere zu bessern, und der Freude recht viel, auch auf Unkosten seiner eigenen, zu bereiten? In dem dienerreichen Deutschland achtet man es im Ganzen viel zu wenig, ob die ersten Pflichten der Menschen erfüllt sind, oder nicht. Nur in Englischen Zeitungsblättern findet man es noch oft bei der Ankündigung eines Sterbefalls er-

wähnt, wie sehr der Todte die ersten Bestimmungen des Menschen erfüllt habe." Brandes Betracht. über das weibl. Geschlecht. Hannover 1802. Th. 2. S. 375 f.

„Warum ich von allen öffentlichen Geschäften entfernt lebe? Hältst du mich (auf meinen Gütern) für weniger thätig, als im Gewühl des Hofes? — Vielleicht ist die Summe des Guten, das ich in diesem engen Zirkel stiftete, grösser als mir, einem Geschäftmanne, erlaubt gewesen wäre ...... Wenn du bei keiner Einrichtung, an der dein gutes Herz sich freute, gewis voraussiehst, ob sie den künftigen Tag überlebt; wenn deine beste Absicht verkannt und .... verlästert wird; — welchen Beruf fühlst du denn noch in dir, das Glück deines Lebens aufzuopfern?" —

„Mir blieb da nichts weiter übrig, als was jedem redlichen Manne frei steht. Ich wurde Schöpfer meines eigenen Wohls,

und der Wenigen, die ich um mich versammlen konnte."

„Er privatisirte im strengsten Sinn, von Geschäften jeder Art entfernt, und füllte seine Zeit mit dem Studium gewisser Lieblingswissenschaften aus .... Er fand in sich selbst, auch ohne Berufsgeschäfte, eine nie versiegende Quelle zur Thätigkeit. Die reinen Freuden, die eigene Untersuchungen uns gewähren, blieben ihm gewiß .... So genoß er ruhig eines heitern Abends seines rastlosen Lebens." Die Mesallianz, aus den Papieren des Freyherrn B... von August Luzack. Leipzig 1795. Th. 1. S. 6. 20. 22.

„Allein die armen Menschen suchen die Blume des Glücks auf der Heerstrasse und im Pflaster der Städte, wo sie wie gemeines Gras ausgerottet und zertreten wird! Aber ihr Keim wurzelt nur im ruhigen Herzen, und Thränen müssen ihn befeuchten und Stürme ihm Festigkeit geben, wenn er blühen soll; aber Früchte

trägt er nur in der stillen, tiefen Verborgenheit." Fried. Küchelbecker Quintessenz meiner Fußwanderung in süddeutsche Gegenden im Jahre 1800. Penig, 1802. S. 156.

Die Wahrheit, die in dem Munde dieser drei Zeugen liegt, kann auf mancherlei Weise entwickelt, begründet und einleuchtend gemacht werden. Sie bedarf dessen auch für jede Zeitgenossenschaft, die befangen im Geschäftsstrudel eine Menge von Gegenständen, ihres Interessanten und des besten Willens ohngeachtet, oft sehr lange unbestimmt lassen muß, bis endlich Zufall Geschick oder Nothdrang die Dinge herausheben und fixiren. — Von den vielen Fäden, woran eine solche Darstellung zu reihen ist, wird für Jemand, der eine Sache von ihrer thunlichen, erlaubten und pflichtmässigen Seite betrachtete, der bindende des Naturgesetzlichen aufzunehmen seyn. Den bisherigen Untersuchungen wird also die Erörterung folgen, wie Derjenige, der privatisiren kann darf und soll, nothwendig beschaffen seyn müsse. — Die gesetz-

lichen Vorschriften darüber werden den beiden unterscheidbaren HauptVermögen des Menschen, seiner Denk- und WillensKraft zusagen, und durch diese sich in einem TotalVermögen desselben, in der Vernunft, zur Einheit bilden. Das erklärt die Anordnung des Folgenden, wobei man jedoch über die zwei Hauptarten der bürgerlichen Geschäfte, der offenen und öffentlichen, vorgängig einverstanden seyn muß.

Ein öffentliches Geschäft geschieht zunächst um der Gerechtsame oder Vortheile Anderer, ein offenes um des Befugnisses oder Nutzens unsrer selbst willen: obschon jenes, nach Recht und Billigkeit, auch für die Erhaltung desjenigen der ihm vorsteht einträglich seyn, oder remunerirt werden muß, auf jeden Fall wenigstens so beschaffen seyn kann und soll. — Darum treibt man auch, dem bekannten Sprachgebrauche nach, irgend ein offenes bürgerliches Gewerbe, indeß man in einem öffentlichen Amte steht, das trägt, führt, ver-

waltet, damit bestallt ist 2c. Nur wenn auf das Wirksame überhaupt dabei gesehen wird, betreibt man beide Geschäfte, oder lebt darin. Denn das öffentliche Geschäft ist in sich fundirt: bald vollständig, bald wenigstens genüglich, beständig aber bleibend: das offene soll es entweder erst, oder immer mehr noch werden, wobei im Ganzen ungewiß ist, ob es auch wohl stets so bleiben könne. Es kann sich vielmehr ändern oder ganz aufhören. — Stellt sich dasselbe als hinreichend gegründet dar, und in so fern dem öffentlichen Geschäfte gleich, so wird von Beiden das Nemliche ausgesagt. Die Personen haben dann ein Geschäft, stehen darin, z. B. der Eine hat einen starken Handel, der Andere ein ehrenvolles Amt, was für Jeden ein Gewisses einträgt, und das Gesammte in der Gesellschaft zu einem Stande macht, wodurch es konstituirt wird. — Die Unabhängigkeit endlich eines konstituirten und fundirten Standes von

andern Mitständen, Personen oder sonstigen Umständen bestimmt den Grad seiner (politischen) Höhe und Wichtigkeit.

Aus diesen dreifachen Gründen — des Zwecks, der Sicherheit und des Zwanglosen — steht im Allgemeinen die offene Beschäftigung der öffentlichen im bürgerlichen Range gebührend nach. Die Funktion, Pflege, Verwaltung ꝛc. thut es dem blossen (Brodt- oder Geld-) Erwerbe überhaupt zuvor, so daß selbst ein öffentliches Officium, wenn es blos des LebensUnterhalts wegen besorgt wird, zu gemeiner Diener- oder Lohn-, sogar zu geächteter Knechtschaft herabsinken kann. Wie im Gegentheil ein Gewerbe die Bestallung überscheint, wenn jenes einträglicher, und dadurch theils glänzender, theils mächtiger wird als das Amt. Dem innern Gehalte nach bleibt es jedoch, bei übrigens proportionirter Vergleichung oder Zusammenstellung mit einander, nach politischem Bezuge diesem untergeordnet: wie z. B.

bei der Vorführung verschiedener Stände vor das Staats-Oberhaupt ersichtlich ist.

Beträchtliche Unterschiede in der moralischen Würdigung kann aber die Art hervorbringen, wonach der Eine sich bei der Betriebsamkeit in offenen Geschäften, der Andere bei Bewerbung und Führung des öffentlichen Geschäfts benommen hat, oder noch benimmt, und im Falle des Privatisirens, als einer ganz besondern PrivatAngelegenheit, wie Jeder sich darin beträgt.

Der Ausdruck des Privatisirens wird übrigens gewöhnlich bei der Entfernung der mittlern und höhern Klassen in der Gesellschaft von Geschäften gebraucht: vorzüglich bei Künstlern, Gelehrten, und Staatsmännern (bei diesen Letzten nach ihren Funktionen in Friedens- oder Kriegs-Zeiten) die alsdann auf etwas verzichtet (resignirt) haben. Von den niederern Ständen sagt man, daß sie ihr Geschäft oder Gewerbe aufgegeben haben, für sich leben, ihre Einkünfte verzehren. —

In die Mitte zwischen beide Klassen treten angesehene, reiche Partikuliers, die nie oder nur auf kurze Zeit offene oder öffentliche Geschäfte hatten, ꝛc.

1. Der Privatisirende muß entschieden hellen Kopfes seyn.

Das kann er nicht, wie lange sein Verstand umnebelt, seine Urtheilskraft einseitig geübt oder gar verwahrlost ward. Man erwirbt die erforderliche Klarheit, den nöthigen Ueberblick, die scharfe Penetration nur durch den vollen und lange fortgesetzten Gebrauch gewisser Mittel, die aus der intellektuellen Kultur seiner Selbst und Anderer (in der menschlichen Gesellschaft) hervorgehen. Und diese Ausbildung erschöpft sich nie in der Betreibung irgend eines bürgerlichen Geschäfts als solchen, von welcher Ausdehnung und Wichtigkeit das auch sei.

Das Ziel nemlich alles menschlichen Handelns in Bezug auf das bürgerliche Wesen, der Zweck jedes GeschäfftsFachs im gemeinen Leben, beäugt zunächst nur das Aeussere oder

Formelle der Dinge oder Personen, worauf es wirkt. Der Raum oder Ort, die Zeit, Manier und Art, worin oder wonach etwas geschieht und bewirkt wird, sind davon abhängig: das Innere und Materielle hingegen, der Stoff, das Eigentliche und Charakteristische, Natur und Wesen einer Sache oder Person bleiben mit wie ohne Einwirkung von aussen stets das, was sie sind. — Wäre das nicht, so würde der Kaufmann schon längst und immer seine unsichern Papiere in Geld, unedle Metalle in Gold umgesetzt; der Gelehrte das Stückwerk seines Wissens in Allwissenheit gewandelt; der Staatsmann die Beschränktheit seiner Macht zur Allmacht vollendet haben. — Will man andere Beispiele, so sehe man zu, ob jeder Geschäftsmann, der ohne die Ehrlichkeit Anderer selbst nicht leben kann, durchaus streng redlich; der Theologe allemal der beste Christ sey; Juristen und Aerzte ohne Ausnahme rechtlich und nüchtern einherwandeln rc.

Unstreitig können zwar die Beschäftigungungen eines Menschen auf sein Inneres stark zurückwirken, sie thun das auch wirklich oft.

Aber weil sie das eben so häufig verkehrt als wohlthätig, hier unsittlich dort beifallswerth bewerkstelligen, muß ein von ihnen Verschiedenes hinzukommen, wodurch sie solche ungleiche Richtungen bekommen, und welches ihrem Stoffe beliebige Formen eindrückt. Was aber kann dieses anders seyn, als des Menschen Sinn und Wille?

Nur wenn Jemand zugleich bei oder vermittelst seiner bürgerlichen Geschäftslage, die zu dem Ende lange sorgfältig und mit reellem Erfolg geübt, mithin ein volles reifes MannesAlter hindurch gedauert haben muß, den Verstand über die wichtigsten und allgemeinsten LebensVerhältnisse sattsam aufgeklärt hat; Verhältnisse, welche seine eigene Person und die Kreise der häuslichen, gesellschaftlichen und Menschen-Familie wesentlich betreffen: nur dann kann er von solchen Seiten dem Privatisiren gewachsen seyn. — Er muß nicht blos (im Schweisse seines Angesichts) gearbeitet, sondern auch ausser dieser Sphäre menschlich gefühlt und gedacht, gesonnen und erworben, gebildet und geschaffen haben, was

von ihm zeugt, ihn überlebt, und seinem Kopfe oder Geschmacke wahre Ehre macht. — Ohne solche Erfordernisse kann er zwar ein angesehener oder reicher Mann seyn und bleiben, er kann auf seinen Gütern, von seinen Renten äusserst gemächlich oder glänzend leben, und von dieser wie jeder ähnlichen Lebensart schickliche und anständige Beinamen führen: mit wenig Worten, er mag ein bürgerlich und gesellschaftlich vollendeter Privatmann heissen; zur eigentlich privatisirenden Würde ist er nicht qualificirt, wenn anders zwischen zwei Begriffen, deren äusserste Enden sich freilich wie alles Verwandte berühren, zur Erhöhung der Menschheit richtig und genau unterschieden werden soll.

Daraus ergibt sich dann auch ein zuverlässiges Merkmal für die forschende Prüfung: ob man selbst oder ein bestimmter Anderer überhaupt des Privatisirens fähig sei? — Bejahend steht das zu beantworten bei dem Vorhandenseyn eines merklichen Grades der Verstandes-Kultur ausser der jetzigen oder bisherigen Geschäfts-Sphäre Jemandes, was

sich wo nicht in zahlreichen Werken, oder Denkmälern und Stiftungen, doch in Entwürfen dazu, in Spuren davon, nach unverdächtigen lebhaften und kraftvollen Aeusserungen darüber beweisen, oder vielmehr schon bewiesen haben muß. Wo dergleichen mangelt, da spricht die Natur der Sache vernehmlich ihr Veto aus.

Uebrigens geschieht dem Sprachgebrauche, wofern er nur in seiner Regel bleibt, durch jene Ueberschrift kein Zwang. Man nennt Leute, die lediglich in ihrem Fache gut bewandert sind, blos „tüchtig, stark und ganz," modificirt dies auch verschiedentlich, besonders nach der Beschaffenheit des Ranges oder Standes, durch die Beiworte „fein, klug, gewandt", rc. bis zum „Pfiffigen, Schlauen und Argen" hinab. Aber die Bestimmung des „Hellen," zumal mit dem Beisatze des „Kopfs," wird in Gefühl und Kenntniß der reichen Sprach-Nüancirung, erst dann gebraucht zu werden angefangen, wenn die (Verstandes-) Fülle oder Gewandtheit Jemands sich auch ausser seinem Fache zeigt und

zwar mit einer gewissen zarten Innigkeit, gediegenen Solidität und schnellen Penetration, die neben dem Ungezwungenen und Heitern das Helle charakterisiren. — (Berücksichtiget man, wie im gemeinen Leben oft geschieht, mehr das Angenehme und Erheiternde, und nimt es dabei mit dem reellen Gehalte so scharf nicht, dann werden die Ausdrücke eines „aufgeweckten, muntern, lustigen Kopfs" gehört.) — Man legt Jemand den reinen und hellen Blick desto lieber und öfter bei, je leichter und freier er sich in Alles findet und schickt, oder wie man alsdann spricht, je mehr er überall zu Hause, in allen Sätteln gerecht ist.

Mit solcher Seh- und Unterscheidungs-Kraft, sei sie auch noch so klar und scharf, ist es indessen bei weitem für unsre Sache nicht ausgemacht. Die Natur der Dinge stellt nemlich sofort ein zweites Gesetz auf.

2. Den Privatisirenden muß ein ausgemacht reines Herz beleben.

Ein gutes Gemüth kann nicht anders als wohlwollend seyn, und darin erweist sich die

Richtigkeit und Güte des BegehrungsVermögens, oder die Reinheit des Herzens. Dies Kleinod ist nur durch Prüfung und Läuterung erwerblich. Im Glücke aber, so lange es dem Menschen nach Wunsche geht, wird ein endliches Wesen weichlich, verwöhnt und begehrlich, weil seine Kräfte bei geringem oder gar keinem Widerstande nicht genug gesammelt, geübt, gestärkt werden. Darum müssen Hindernisse, Widerwärtigkeiten und Leiden das Herz läutern. — Wessen Beruf zum Privatisiren also bewährt seyn soll, der muß in seinem Leben viel Herbes erfahren, und diesem Widrigen eine Kraft entgegengesetzt haben, die ihn zur Selbstständigkeit, als derjenigen Eigenschaft des Charakters verhalf, wonach Jemand einen bestimmten namhaften Werth sich selbst verdankt.

Da es hauptsächlich dreierlei Arten der menschlichen Leiden gibt, des Körpers des Verstandes und Herzens, so werden diese, sowohl ihrer Zahl als Beschaffenheit, ihrer Dauer als Verbindung nach, den Grad des Anspruchs bestimmen, den Jemand auf das Privatisiren

machen kann. — Nur dürfen dergleichen Unfälle zunächst nicht bürgerlich oder an Andern im Gesellschafts=Verein verschuldet seyn: obschon sie nach intellektueller und moralischer Hinsicht mehr oder weniger Derjenige sich selbst zugezogen, oder doch unterhalten und vermehrt haben wird, den sie betreffen, und in so fern der Mensch stets an sich selbst sündig geworden ist; weil er als endliches Wesen unvermeidlich strauchelt und fällt. — Indem nemlich das Privatisiren in die bürgerlichen Verhältnisse, wiewohl von gewissermassen negativer Seite, eingreift und die Verletzung solcher Situationen das Ansehen und die Sicherheit der schuldigen Person untergräbt, dies aber mit der Natur des Privatisirens nicht bestehen kann; so bleiben alle begangenen Excesse gegen die gesellschaftliche Einrichtung dem Privatisiren unförderlich, z. B. wenn Jemand ein ausschweifendes Leben geführt hat.

Die HerzensGüte muß sich endlich in dem handelnden oder GeschäftsLeben thätig bewiesen, und folglich wer privatisiren will, als ein Rechtschaffener an und für sich, und als

menschenfreundlicher Mann für Andere sich bekannt gemacht haben, dafür auch bei dem gerechten und billigen Theile der Gesellschaft wirklich gelten.

Indessen kann der Mensch, wie lange er lebt, das Licht seines Verstandes nie genug leuchten lassen: er darf nie aufhören, das wohlthuende Gefühl, die erfreuliche Wärme des Herzens überall mitzutheilen. Dazu gehört aber nothwendig eine Maxime, ein Prinzip das äusserst wirksam, kräftigend und für Jedermann gültig ist. Daraus erhellt das Unerlaßliche der Vorschrift:

3. Das Privatisiren erfordert einen hohen Grad von praktischer Vernunft.

Beim Zurückziehen von den offenen und öffentlichen Geschäften der mittlern und höhern Stände wird weder an den Dingen noch an den Personen wesentlich etwas geändert, welche zuvor den Gegenstand der Beschäftigungen ausmachten. Ueberhaupt genommen, bleibt Alles dabei ruhig und in Ordnung. — Eine günstige Vorbedeutung für die ander-

weitige, mehr stille und innere Thätigkeit, die sich dabei für den Privatisirenden nicht blos entwickeln kann, sondern die nach Vernunftgesetzen sogar daraus hervorgehen muß. Oder gedeihet nicht in gesitteter Ruhe und Friedlichkeit, zu denen die edle Freiheit jederzeit als dritte Grazie sich gesellt, immerdar das Bessere? — Nur die Verhältnisse, worin der Privatisirende zu sich und zur Gesellschaft steht, werden anders, wenn man will umgekehrt. Bisher war mehr ausser als in sich zu leben, die Rücksicht auf Andere schärfer, wenigstens eben so sehr, wie auf seine eigene Person zu nehmen. Nunmehr kann darf und muß das Gegentheil geschehen, weil das thunlich erlaubt und nothwendig ist. Dies Letzte deswegen, indem sonst weder der Zweck noch die Würde des Privatisirens vollständig zu erreichen wäre. — Darum wird einzig, aber tief in die eigene neue Anordnung des Privatlebens einzugehen seyn, wenn es auf ergiebige Wahrnehmungen angesehen ist.

Die Untersuchung lässt sich zu gegenwärtigem Behuf kurz in die Antwort auf die Frage

fassen: „wie ein Mensch für sich am besten lebe?" — Unstreitig in der Vervollkommnung, und da diese allemal die schönsten Früchte trägt, in dem reinen Genusse seiner selbst. Jeder Genuß will aber erworben, oft mühsam errungen, und wenn er gutgeheissen werden soll, zugleich ein theils unschuldiger theils würdiger seyn. Diesen Charakter trägt in dem Verständigen und Wohlthätigen, in der Klugheit und Weisheit, blos das Vernünftige an sich. Dieses vermag denn wiederum nur als bestimmte Wirksamkeit zu erscheinen, die mithin eine praktische Thätigkeit ausmacht, und als solche ein Bildendes und Hervorbringendes, ein Schaffendes und Schöpferisches wird; so fern der Grund eines durch Vernunft Bewirkten oder Entstandenen nicht in der entstehenden Wirkung selbst liegt, sondern in einer andern verschiedenartigen, übersinnlichen Kraft oder Ursache.

Die praktische Vernunft ist nun einerlei mit dem Willen im Menschen (Kant Rechtslehre. Einleit. S. V.) und „in dem ganzen „System der menschlichen Fähigkeiten ist es

„allein der Wille, der die zu seiner Bestim-
„mung erforderliche Kraft allein in seiner Ge-
„walt hat. Der Verstand kann irren, die
„Einbildungskraft erlöschen" (das Gefühl oder
Herz schwach und weichlich werden) „nur der
„Wille kann nicht aufhören, zum Wollen ver-
„mögend zu seyn, ob er gleich sich nicht im-
„mer so zusammen rafft, daß er wirklich will.
„Diese alles andere überragende, aber den-
„noch von jedem Menschen in einer gewissen
„Annäherung erreichbare Höhe ist eigentlich
„der hohe Punkt einer vollendeten Moralität,
„und in so fern, als die heiligste aber unsicht-
„bare Tugend, wenig geeignet, ein Gegen-
„stand menschlicher Bewunderung" (oder Be-
urtheilung dem Einzelnen nach) „zu werden,
„da selbst die vortrefflichste Aussenseite einer
„Handlung auf das Daseyn eines so reinen
„Bewegungsgrundes, der aus dem blossen
„Innern des Willens hervorgeht, nur mit
„Unsicherheit schliessen lässt." (Thielo über
den Ruhm. Halle 1803. S. 365.) Demohn-
geachtet muß ein solcher (guter) Wille im All-
gemeinen, oder so bald es auf ein gewisses

Ganzes und Grosses ankömmt, nach seinen Aeusserungen ein Merkmal haben, wodurch er von etwas Anderm, besonders von seinem Gegentheile dem übeln Willen, unterscheidbar wird. Dies Kennzeichen ergibt die sittliche Kultur als eine erworbene Tauglichkeit zur Hervorbringung vernunftreicher Zwecke. Und diese äussert sich entweder an der Person selbst, worin sie existirt, oder an den Gegenständen, worauf sie angewandt wird. — Dadurch hört das Privatisiren auf, ein Geschäftloses und Unthätiges, geschweige ein Unnützes und leidiges Selbstsüchtiges zu seyn, noch wird es das jemals werden können. Mithin muß sich die höchst betriebsame Oekonomie des Privatisirenden erstrecken auf:

1. unabläßig fortgesetzte Arbeit an sich selbst,
2. stetes Herbeischaffen und Unterhalten einer anständigen Umgebung,
3. reges Wohlwollen und Wohlthun für Andere.

Dieser Zustand der Kultivirung, Civilisation und Humanität, weil er im Wesentlichen der nemliche ist, dem jeder Mensch

in seinem Leben zustreben soll, versetzt wieder und erhält den Privatisirenden von einer Seite in die Reihe der aktiven (Staats- oder Welt-) Bürger: — und so muß es wegen der Einheit und Einigkeit der Vernunft natürlichst seyn: — von anderer Seite jedoch unterscheidet er ihn davon, hebt ihn aus der gewöhnlichen Klasse heraus; da seine Situation keine gemeinkonventionelle und alltägliche, sondern eine solche ist, die als aus männlicher Freiheit geboren, durch die Würde einer erworbenen und bewiesenen Verdienstlichkeit (als Mensch und Bürger) geadelt, und von kosmopolitischem MenschenRechte geweihet, nicht Jedermanns Sache seyn, noch werden kann.

VIII

Befund des Privatisirens in gemeiner Praxis.

Zu dem Umstande, daß das seines Ranges werthe Privatisiren eine hohe, und eben deswegen seltene, Würde des Menschen erfodert, kömmt die Natur des moralischen Befugnisses

zum Privatisiren als eine neue Schwierigkeit hinzu, im gemeinen Leben viele Personen finden zu können, die wirklich privatisiren; und wenn sie es thun, dieser Lage Ehre machen: woran demnach das auf diesen Blättern bisher Dargestellte lebendig anzuschauen wäre.

Die eigentlichen Veranlassungen, einem Geschäfte höherer Art zu entsagen, beruhen doch auf der überkommenen Einsicht, daß die erwählte und gewohnte Lebensweise durch die Schuld entweder der Sache, oder unsrer selbst, oder andrer Menschen Demjenigen nicht mehr genüge, der ihr bisher nachging. — Eine solche Wahrnehmung und Ueberzeugung muß mannichfaltigen Unmuth erregen. Verloren werden erblickt die schönsten Zeiten des menschlichen Lebens, so viele Anstrengung und Mühe, so mancher kostbare Aufwand um Dinge und Personen, die das nicht lohnten. Zernichtet sind Entwürfe, denen man in Innigkeit und Freude, mit Kraft und Geist, nach einem Sinne und Herzen anhing, worauf das ganze ächte Heil des Lebens gegründet schien. — Ohne Zweifel wird das Manchen vom Priva-

tisiren zurückhalten, je aufgelegter er zu immer neuen Versuchen, zur beharrlichen Verfolgung seiner Zwecke, und zur Ermächtigung des einmal vorgesteckten Ziels sich fühlt oder kennt. Auch falls die Umstände ihn endlich zur wirklichen Entsagung bringen, und von der Art sind, daß sie ihn dabei beständig erhalten, wird sehr oft ein geheimer Kummer über den vielseitigen Verlust in ihm fortnagen, zumal wenn er andere Mitgenossen seines Lebenskreises, in den nemlichen oder ähnlichen Beschäftigungen, bald rühmlicher bald begünstigter auf ihrem Pfade vorrücken sieht. Wie leicht, wie fast unvermeidlich, macht ihn das saumselig in der Selbstkultur, gleichgültig über die (geschmackvolle) Anordnung dessen was ihn umgibt, lässig zur Beförderung von Menschenwohl! — Fehlt es aber nur an einer, geschweige an mehrern dieser Bedingungen zum Effektuiren des anständigen Privatisirens, und steht dieses Mangelhafte nicht mit Abgelebtheit Alterschwäche oder Kränklichkeit zu entschuldigen; dann ist es um den Werth und die Glorie der Sache mehr oder weniger in den

Augen des Beobachters geschehen. Dieser wird nach solchem Bezuge mit Recht andeuten, daß die glänzenden Belege zu unserm Gegenstande im gewöhnlichen Leben äusserst selten sind, und der schriftstellerischen Aufstellung darüber wenig entsprechen.

Das tägliche Leben, als solches, specificirt sich jedoch in keinem Falle von Belang zu einer besondern Würde, und dem Schriftsteller soll stets ein vollendetes Muster seines Gegenstandes vorschweben. Darum wird überhaupt dahin zu entscheiden seyn, unter Alltagsmenschen nicht suchen zu dürfen, was nur des edlern Zeitgenossen ist; und die literarische Gediegenheit von dem gemeinen Welt-Ereignisse allemal schuldigst zu unterscheiden. — Wer Jenes thut, und dieses unterlässt, der verliert sein Recht der Einrede, und entwürdigt zugleich mit der Sache unausbleiblich auch sich selbst.

Um den Klippen der innern Verstimmtheit und der äussern Mishaltung auszuweichen, pflegen Privatisirende gewöhnlich sich mit einem oder andern LieblingsGegenstande zu be-

schäftigen, der sie zerstreuet aufheitert nützlich macht, und entweder mit ihrer vorigen Lebens-Manier bald enger bald weiter verbunden ist, oder neue Zweige der Bearbeitung für sie abgibt. — Eine glückliche Auswahl dabei, und die Art der Ausführung solcher Beschäftigungen können oft von grossem und glänzenden Erfolge werden. Für den Mann selbst, durch das Zwanglose Gemüthliche und Energische, womit er ihnen obzuliegen; durch die Fülle der Musse, der Zartheit, der Geschmeidigkeit die er ihnen zu widmen vermag; durch den vortheilhaften Abstich gegen seinen vorigen Wandel, wofern dieser bisher eingeengt, gewöhnlichen Schlages, zweideutig oder gar minder würdig war, und durch mehr Aehnliches dergleichen. So z. B. bildet und schafft der Geschäfts- oder StaatsMann, von dessen Geschmack oder Menschenliebe man sonst wenig hörte, in seiner Zurückgezogenheit an der Natur oder Kunst, oder an dem Personale seines Kreises, lieblich und ruhmvoll. Eben hiedurch wird er dann auch interessant, lehrreich und wohlthätig für Andere, die nunmehr das

Vergangene vergessen, das Gegenwärtige erkenntlich geniessen, und von der Zukunft ein gleiches oder noch bessers Schönes und Gutes zuversichtsvoll erwarten.

Das sind freilich unschuldige treffliche nothwendige Mittel, um des Vorzugs eines edeln Privatisirens theilhaftiger zu werden und zu bleiben. Aber ohne einen früher schon vorhandenen stattlichen Fonds von anderswoher ausgebildeter Vernünftigkeit wird ihr Zweck nie völlig erreicht, vielmehr oft wirklich vereitelt werden. Denn die Erfahrung lehrt, daß ohne eine mühsame Vorarbeit des Menschen an seiner Veredlung, dergleichen Vorkehrungen oder Bewerkstelligungen ins Spielende, Nutzlose und Lächerliche und Abgeschmackte fallen, mithin das privatisirende Leben eher schänden als ehren.

Aufgefasst wäre hiemit, entwickelt und bestimmt, die Beschaffenheit des Privatisirens auf eine Art, die den Leser nicht ganz unbefriedigt lassen dürfte, wenn er mit seinem Schriftsteller, in Eintracht und Freundlichkeit,

gemeinschaftliche Sache machen möchte. — Indessen kann man nicht verhehlen, daß die Betrachtung eines Gegenstandes durch seine Zerlegung, in so fern auch Zerstücklung, in dem menschlichen Gemüthe oft eine gewisse Kälte oder Dürre zurücklasse, deren Ursprung folgender ist.

Um das Mannichfaltige, was jedes Objekt von einig.m Belange enthält, deutlich darzustellen, sind die einzelnen Seiten desselben vorzulegen und zu erwägen. Ihrer Natur nach können solche Seiten nicht gleich seyn, und dieser Ungleichheit gemäß müssen sie das Gemüth verschiedentlich afficiren: was dabei entweder gleichgültig und kalt bleibt, oder dadurch verengt und gedrückt, andremale erweitert und gehoben werden kann. In den ersten beiden Fällen wird man schläfrig, müde, niedergeschlagen, unwillig oder dgl. im letzten Falle zwar munter thätig feurig, doch nur in so fern und so lange, als die vorgezeigte hohe glänzende Seite einer Sache für uns erreich- und genießbar erscheint: widrigenfalls versinken wir wieder in Unmuth über

unsere Unfähigkeit und Unvermögen; was den Zustand einer sterilen Dürre, oft ein noch Schlimmers nach sich zieht. — Das zu Kleine und zu Grosse eines Gegenstandes also, das zu Leichte und zu Schwierige dabei für uns, das Unwichtige und Mühvolle ist es überhaupt, was uns bei aller Einverstandenheit mit dem Einzelnen, davon im Ganzen entfernt halten und sogar zurückschrecken kann.

In der obigen Auseinandersetzung des Privatisirens schlägt aber das Beschränkende der äussern Bedingungen desselben, und das Ueberschwengliche des erforderlichen innern Gehalts Desjenigen der würdig privatisiren will, merklich vor: auch sieht man den reellen Nutzen der grossen Anstrengung dazu, für sich und Andere, noch nicht genugsam ein. Es fallen Einem noch mancherlei Fragen ein, und wie selbst der Verfasser ehemals angab: (in dem Beschluß der Beiträge zu den Vorstellungsarten über vulkanische Gegenstände. Frankfurt a. M. 1794. S. 191.) „wo alles weitere Fragen über einen Gegenstand unstatthaft wird, da erst ist dieser Ge-

genstand für uns erschöpft. Unsere Kenntniß darüber ist also auch, so weit thunlich, begründet, und das Nicht weiter fragen dürfen ertheilt den richtigen Maaßstab zur Würdigung einer jeden Schrift über einen solchen Gegenstand." — Das erheischt die Veranstaltung einiger zusätzlichen Abschnitte, die wenn sie auch wenig Neues mehr darbringen, und Manches blos abgeändert wiederholen möchten, dennoch das Zerstreute sammeln, in so fern zwar konzentriren und verstärken, jedoch das Ganze zugleich sanft mildern und in einander verschmelzen können: so daß das anschaulich gemachte rein Erspriessliche der Sache den Glauben an das Vorzügliche und Thunliche befördert, dem Vertrauen auf die Erwerblichkeit derselben einen leichtern und willigern Eingang in jedes emporstrebende Gemüth verschafft, und den Menschen wieder mit sich oder mit der Sache ausgleicht. — Daher die Rubrik:

VIII

Das stille Schöpferische im würdigen Privatisiren nach höherer Ansicht.

Um zur Stelle dem Verdachte zu entgehen, als übertreibe man hierbei, werde Jedem freigestellt, nach Gutfinden die Aufschrift in grossen „Gewinn, Vortheil oder Nutzen" umzuändern, den man aus der Sache ziehen kann und soll. — Denn obgleich das Nützliche, wie hoch es auch gesteigert werden mag, bei jedem gediegenen Werke der ächten Kunst oder des erhabenen Talents, allemal nur ein Untergeordnetes, das Mittel zum Zwecke ausmacht; so bleibt es dennoch theils ein zur Vollständigkeit des Zwecks Erforderliches oft Nöthiges, theils haftet der Blick unsers Geschlechts leichter und lieber an dem Bekannnten und Nahen, wie an dem Ungewohnten und Entrücktern. Immerhin möge also der Vortrag nach solchen Beziehungen ablaufen, und durch das Schimmernde dem Glänzendern zuführen.

Zuförderst steht von der höhern Sphäre des Privatisirens anzumerken, was Thielo (über den Ruhm S. 406 f.) von der Erregung der Bewunderung aussagt. „Das Bestreben" (nach jenem wie nach dieser) „beschränkt seinen Einfluß keineswegs auf die „Erweiterung und Erhöhung derjenigen Vor„züge, welche als Mittel zur Erreichung je„nes Zwecks gebraucht werden sollen, es be„wirkt ausserdem eine gewisse Erhebung des „ganzen Menschen, und befördert eine Stim„mung des Gemüths, die ihn über die klein„lichen Neigungen und Leidenschaften hinweg „in eine höhere Sphäre des Sinnens nnd „Begehrens rückt. Ob dies ein bedeutender „Gewinn sei? Wer so fragt, der ist einer „weitern Belehrung unfähig, weil er von der „hohen Bestimmung des Menschen nichts ahn„det, indem er selbst, ein Sklave der Sinne, „am Boden hinkriecht." — Das öffentliche Leben hat immer einen starken Anstrich, einen beträchtlichen Zusatz von dem, was Formalität und Konventionelles heisst. Dies ist oft ein sehr Unschuldiges Sicherndes und

Nothwendiges, eben so oft aber, vielleicht noch öfter kann es der Hauptsache des Geschäfts und der höhern Bestimmung des Menschen nachtheilig werden, weil es mit Beiden weniger dem Wesen als den bürgerlichen oder politischen Beziehungen nach zusammenhängt, und eben deswegen im gewöhnlichen Leben höher angeschlagen, auch strenger darauf gehalten wird, wie der Vollkommnung der Sache und Person zuträglich ist. — Dazu drängt die Konkurrenz bei Geschäften. Auch sie hat und behält ihr ausgemacht Gutes und Heilsames für Theile und Ganzes der Gesellschaft, was von Niemand verkannt werden darf. Doch wird sie, der bekanntesten Erfahrung gemäß, für Alle häufig sehr drückend, da sie eine Menge von Verblendungen Mißgriffen und Unwürdigkeiten nach sich zieht, die Mann und Arbeit verderben. — Endlich nagen und wühlen Heere unseliger Leidenschaften in den bürgerlichen Geschäften und deren Führern. Zwar werden allerdings auch durch sie viele Kräfte hervorgerufen, gestärkt sogar veredelt, aber die nemlichen und mehrere mit ihnen

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

verbundenen Anlagen im Menschen leiden von andern Seiten viel dabei, werden niedergehalten, verscheucht oder ganz erstickt. Hauptsächlich sind es der Un- oder Uebermuth des Geschäfftsmanns, und die Mißgunst, der Neid mit der Rachsucht bei den Nahestehenden, deren Folgen, oft Greuel, in den nichtprivatisirenden Subjekten so mächtig und fürchterlich werden.

Von diesem dreifachen Hinderlichen ist und bleibt der Privatisirende gänzlich oder doch grösstentheils befreit. Er kann ohne Aufsehen und Anstoß vieles beginnen und aufgeben, tritt Niemand dabei in den Weg, und sein wie Anderer Gemüth bleibt darin ruhig zufrieden heiter. — Eine solche glückliche Lage wird er benutzen zum Nachholen des Versäumten, zum Erweitern des Beschränkten, zum Vergüten des Verfehlten, überhaupt zu einer immer reichern und edlern Ausstattung des ächt Menschlichen in und an ihm. — Das vermag er nicht, ohne Selbstbildungen darzustellen, die vorher nicht da waren, ohne Schöpfungen zu unternehmen, deren Grund auf der Stärke

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

und Güte seines Willens, auf dem Praktischen der Vernunft, auf selbstständiger würdevoller göttlicher Freiheit beruht. Diese schöpferischen Akte werden schon darum im Stillen geschehen, weil sie Jemand übersann, der von der Welt abgezogen lebt. Ihrer Natur nach können sie aber auch nicht anders beschaffen seyn, da sie zunächst das Innere des Menschen betreffen, mithin nur darin beginnen. Und doch müssen sie zugleich unfehlbar nach aussen hin wirken und hervorstralen, wodurch dann neue köstliche, der Bezeichnung sehr werthe, Gebilde erscheinen, die wiederum auf ihren Urheber zurückwirken.

Die Selbstkultur hat nemlich stets das Begleitende, in dem Maasse als sie zart und edel ist, den Genuß jedes Lebensguts nach Vermögen auf das Liberalste mitzutheilen, und den Uebeln des menschlichen Lebens wirksamen Einhalt zu thun. Der wahrhaft gebildete Mensch fühlt sich nur dann glücklich, wenn und in so fern er ächtes Wohl verbreiten, und irgend ein Unheil mindern kann. Er lebt und vermag daher nicht anders als in einem äussern Kreise

thätig zu leben, und dieser Kreis muß vorzugsweise und nothwendig Wesen seiner Art befassen, weil gerade sie am meisten jeder Förderung und Erleichterung bedürfen, Wohl und Leid am stärksten auf sie wirkt, und der kräftigste Erfolg mit der bestimmtesten Rückwirkung von ihnen zu erwarten steht. — Wahr menschenfreundlich also, nach jedem Bezuge, wird daher die Sphäre seyn, in der aus seiner Geistesfülle der privatisirende Edle für Mit- und Nachwelt wirkt. Und diese Menschenliebe muß desto sicherer zweckvoller und würdiger gedeihen, je besonnener freier und energischer ein solcher Privatisirender wählen und handeln kann, sicherlich auch wird, da ihm weit weniger Hindernisse entgegen stehen, und die noch vorhandenen leichter zu umgehen sind, als im Geschäfts-Getümmel thunlich bleibt. — Geräuschlos übrigens ist die wohlthätige rege Betriebsamkeit solcher Art darum, weil jede feine und behende Tugend zwar nie das Licht, doch stets den blendenden Glanz zu vermeiden strebt; das höhere Menschenliebige immer die fromme Stille sucht, darin allein auch nur be-

währt werden kann; und weil der Umkreis des Privatisirenden bei allem intensiven Gehalte theils extensiv gemindert, theils dem Augenmerk der flüchtigen Menge entzogen bleibt.

Die vollendetere ästhetische Kolorirung der Effekte einer freien gereiften Selbstkultur, die sich in auserlesener Wohlthätigkeit ergiesst, und dem Verdachte zweideutiger Absichten oder unedler Selbstsucht entrückt bleibt: das reizendere Gemählde hiervon dem Talente und der Aufgelegtheit des Lesers überlassen. — Je lieblicher und erhabener indessen solche Schilderungen in dem Gemüthe oder in der Feder Jemandes ausfallen, desto feuriger kann die Sehnsucht nach dem Besitze eines so gearteten grossen Guts, desto lebendiger der heisse Wunsch entstehen, einer so segensreichen Situation hienieden theilhaftig zu werden. — Um dem anwandelnden Unmuthe, der wie jede Verengung des Gemüths fortschreitend nachtheilige Folgen hat, bei Jedem zu entgegnen, dessen bürgerliche Verhältnisse das Privatisiren spät oder nie erlauben, folge ohne Verzug:

IX

Die Ausgleichung des Privatisirens mit dem GeschäftsLeben.

Das Letzte ist die Pflanzschule des Ersten. Im gesellschaftlichen Leben liegen die Elemente der zurückgezogenen Lebensweise. Aus jenem bildet sich diese. — Das sind Sätze, die aus den vorhergehenden Abschnitten erhellen, und auf mehrerlei Art ausgedrückt werden können. — Wenn man aber nicht privatisiren kann noch darf, ohne der bürgerlichen Gesellschaft für die Zukunft unlästig zu fallen, und ohne ihr in der Vergangenheit nützlich gewesen zu seyn: wenn man nur dann und darum privatisiren soll, weil der Gesellschaft künftig nicht mehr die nemlichen guten Dienste zu leisten stehen, die ihr vorher erzeigt wurden, und denen sich ein Mitglied gewachsen fühlte; dann muß sich doch in und während dem Geschäftsleben Alles sammeln und sichten lassen, was zum Privatisiren entweder taugt, oder dafür nicht gehört. Ist das, so darf man einerseits nicht über dasjenige hadern, was als unver-

einbar mit den Zwecken der Gesellschaft und mit unserm eigenen Werthe das Privatisiren unzulässig macht; und andrerseits wird man unter allen Umständen geniessen können auch dürfen, was man in der Gesellschaft zu Gunsten des Privatisirens gesammelt und erworben hat. — Mit veränderten Worten: wer zum Privatisiren unreif ist, der darf und soll nicht klagen, daß ihm die Sache unmöglich und verboten bleibt; wer aber sich des Privatisirens würdig gemacht hat, der kann und wird gemüthlich überall geniessen, was seine Thaten werth sind.

Die Ausgleichung fällt diesemnach zwiefach aus: negativ, abweisend für den Untauglichen; positiv, einladend und lohnend für den Mann von Würde. Sie vereinfacht sich übrigens gebührend wieder, je nachdem man die Rücksicht nehmen mag, entweder in der (unabänderlichen) Natur der Sache, oder in der (gesetzmässig bestimmten) Beschaffenheit der Person: überhaupt also in der Lage der Dinge. — Dem Unfähigen ist mit dürren Worten zu bedeuten: „willst du den Zweck,

locken dich die Reize des Privatisirens, so ergreife die Mittel, mache dich der Palme werth. Bis dahin schweige und arbeite. Für dich gibt es zunächst keinen andern Rath noch Trost. Beides entsteht erst aus dem grössern Maasse deiner Verdienstlichkeit." — Leute, denen ähnliche Weisungen zu geben sind, fühlen jedoch überhaupt selten, nie aber dauernd noch richtig genug, den Werth aller feinern und höhern LebensVerhältnisse. Sie treiben vielmehr ihr gewohntes Wesen bald mechanisch und gedankenlos, bald unstät und murrend fort; greifen bei der neidischen Schelsucht, wovon sie geplagt werden, zu gemeinen betäubenden, oft unedlen Zerstreuungs- oder Erquickungs-Mitteln, verlieren sich darin, und sind in ihrer Unverbesserlichkeit hienieden mehr oder weniger ihrem Schicksale zu überlassen.

Das klingt hart in der Theorie, und fällt schwer in der Ausübung, je menschenfreundlicher das Herz fühlt: wie unbedenklich, roh und leichtsinnig, bis zum verächtlichen Hohngelächter hinab, auch der gewöhnliche Menschenschlag darüber

laut spricht, und thätlich danach verfährt. — Dennoch räth nicht blos die Klugheit, sondern selbst die Weisheit befiehlt das Aufnehmen und Festhalten einer solchen Maxime, die sich seit mehrern Jahren, wo der Verfasser des Gegenwärtigen seine Ueberzeugungen und die Aussagen anderer Schriftsteller darüber angab (Die Beharrlichkeit als Tugend. Ein Entwurf zu ihrer Würdigung. Elberfeld 1798. S. 25 ff.) in dem Kreise eigenster Erfahrungen nur gar zu sehr erprobt hat!

Zarter um vieles, herzerhebend steht der Mann von ächter Bildung und reinem Gefühle aufzunehmen, über dessen schwer umwölkter, sonst so heiterer, Stirn in dem geistlosen oft unleidlichen Gewühle der gemeinen Welt, welchem er sich nicht entziehen kann noch darf, ein sorgenvoller Kummer weilt, des verdienten Genusses vielleicht auf immer entbehren zu müssen, den die stille und friedliche Zurückgezogenheit jedem dazu Geweiheten darbeut. — Ihn braucht man blos in sich selbst

einzuführen, um durch seinen eigenen Gehalt das Gleich- oder besser das Ueber-Gewicht der Ruhe und Erhebung sicher wieder herzustellen, was im peinlichen Gedränge des Lebens für eine Weile schwankend gemacht ward. In dem einzigen Satze liegt von der Seite Alles:

Je würdiger der Mensch, desto näher ist er dem Privatisiren bei jeder Lebensweise.

Zwei Beispiele, hergenommen aus den bürgerlich verborgensten und den öffentlichsten Sphären, werden den zahllosen Kreisen vorleuchten, die in den vielgestaltigen Ständen der menschlichen Gesellschaft zwischen ihnen befindlich und denkbar sind. — Man werfe den Blick auf eine zärtliche Mutter, und auf einen erhabenen Herrscher!

In der einsamsten Zurückgezogenheit, in dem geheimsten Gemache sinnen Beide mit vollster Innen- und Aussen-Kraft, gleich dem vollendetsten Privatisirenden, jene für das Wohl ihrer einzigen Tochter, dieser für

das Heil seiner grossen Nation. Da ist nicht Eine menschliche Vermögsamkeit welche unaufgeboten, nicht Ein Zart- und Tief-Gefühl welches unvernommen bliebe, nicht der mindeste Zwang welchem irgend ein möglicher Akt der menschlichen Freiheit unterworfen, nicht der leiseste wohlwollende Gedanke der zurückgesetzt, kein einziges Opfer das zu groß erfunden würde, um die selig-schöpferische Würde und Zweckfülle des edelsten Privatisirenden zu realisiren. — Um die bescheidene züchtige Männin nicht zu verwirren, und das Auge an dem starken Glanze des Alleinherrschers nicht zu blenden; verweile man nicht länger bei Jener, beobachte Diesen in gemeinfasslichern Situationen, und frage sich: was that Friedrich der Grosse nach der regelmässigsten Ordnung und Pünktlichkeit in den bekannten abendlichen Feierstunden anders, als seelenvollst privatisiren? Da bildete Er an Seinem erhabenen Geiste, da schuf Er in Seiner genialischen Umgebenheit was nur der begabteste seltenste Weise im gesegnetsten Privatstande schüchternst nachzubilden vermag.

Forscht man nach den Ursachen, die solche Erscheinungen hervorbringen können, so findet sich, daß sie sowohl ihrem Wesen als der Erreichbarkeit nach, dem Menschen ungemein nahe liegen. Das Hauptsächlichste dabei kömmt nemlich an auf die (natürlichen) Anlagen und auf eine (kunstgemässe) Anordnung derselben. — Zwar kann Niemand Talente oder GeistesFähigkeiten in sich hineinschaffen, er muß vielmehr an den Arten und Graden davon sich genügen lassen, womit er von der Natur ausgestattet ist; aber sie benutzen, einen zweckmässigen Gebrauch davon machen, das kann Jeder. Und er wird es desto vollständiger, je sorgfältiger er sich mit der Beschaffenheit seines innern Besitzstandes, und dessen Einträglichkeit bekannt gemacht hat.

Die Berechnung darüber mag aber ausfallen, wie sie will, der Befund zeige sich gering, mittelmässig, oder reichlich; so wird dieser, auch noch so beträchtliche, Unterschied der Zufriedenheit und Ruhe in jedem vernünftigen geordneten Gemüthe, darum nicht dauernd nachtheilig fallen, weil die Unmöglichkeit

(eines grössern Besitzes) dem Ungestüm der Begehrung oder des Trachtens danach bald kräftigen Einhalt thut; die Vergleichung (mit geringerer Haabe) welche überall thunlich ist, theils eine erleichternde Genügsamkeit erzeugt, theils zur Erhaltung und Vermehrung des wirklichen Vermögens anfeuert; und weil der Ertrag oder Genuß (jedes Besitzthums) allemal ein Gut ist, das sich in seinem Gebiete füllt, mithin etwas ausmacht, womit Jeder der es hat hinreichend bestehen kann.

Um diese Erörterung dem überzeugenden Selbstgefühle näher zu legen, frage sich der Mensch: „ob er wohl mit irgend einem Andern, im Ganzen wie im Einzelnen, für immer tauschen: ob er aufhören möge, er selbst zu seyn, um ein bestimmter ausgewählter Anderer, nach Leib oder Seele, zu werden auch zu bleiben?" — Anfangs wird man freilich sehr geneigt seyn, dies frohlockend zu bejahen, und dabei in ein oft blendendes Detail der statthaftesten, sogar edelsten Gründe dafür, eingehen. Allgemach jedoch sieht man sich genöthiget,

hier oder da ein Entbehrliches, Ungemüthliches, Verdienstloses bei einem solchen Wechsel anzuerkennen, was man nicht mit übernehmen möchte, was einem immer widerlicher wird. Bei der gehörigen Unbefangenheit Umhersicht und Ergründung lernt man fühlen und einsehen, daß das Wesen jedes Andern . . . und zwar sonderbar, gerade je schätzbarer und lieber es uns ist . . . wenn es durchaus das unsrige werden sollte, gleich einem fremden Gewande, bald zu eng bald zu weit, überhaupt nicht anpassend, oft so zu sagen unser Tod seyn würde. Zuletzt wird man, jedes wohl erwogen, ohngeachtet aller Mängel und Beschränkungen bleiben wollen, wer und was man ist, nebst dem was künftig hoffnungsvoll noch aus uns werden kann. — Dieser Beschluß muß desto fester und genügender ausfallen, je reiner und höher ausgebildet, je geistig kräftiger und besser, je uneigennütziger und wohlwollender ein Mensch ist. Umgekehrt läßt sich aus der Sehnsucht, aus dem neidischen Wunsche und kindischen Streben nach der Eigenthümlichkeit oder dem Vorzuge eines Andern, und aus der

daraus entstehenden Unruhe und Unzufriedenheit bei Jemand richtig auf dessen niedere, einseitige oder HalbKultur schliessen. — (Will man über dies Ganze eine Formel, so könnte eine davon heissen: „die Naturalisirung eines Menschen mit und in sich selbst bestimmt den Grad seiner Humanisation.")

Eine vernünftige Geordnetheit des menschlichen Gemüths bewirkt demnach ein dreifach Heilsames. Sie befreiet zuerst von der leeren vergeblichen Wunschsucht, zügelt jede unwürdige Begehrlichkeit, unterdrückt alle Anmassung. Sie fördert demnächst die allseitige Veredlung; und endlich ertheilt sie durch Beides die Würdigkeit und den Genuß einer rein menschlichen Glückseligkeit.

Jeder Geschäftsmann bahnt sich hierzu den Weg durch die Verschwisterung seiner (staats=) bürgerlichen Geschäftigkeit mit der Sorgfalt für seine Angelegenheiten als Mensch, d. h. für den Anbau seiner (praktischen) Vernunft, für die Erwerbung eines Willens, der in Absicht auf seine Nebenmenschen gerecht, und in Bezug seiner selbst billig, überhaupt

also ein werkthätig guter, oder wie fern er nie gut genug, noch weniger zu gut seyn kann, ein heiliger Wille ist. — Das Mittel dazu, gleich unerlaßlich als unfehlbar, liegt in kluger Eintheilung und in weiser Benutzung der Zeit, mithin in der moralischen Ordnung. Diese allein ist und bleibt es, wenn sie mit unerbittlicher Strenge und doch zugleich mit der nachgiebigsten Freiheit befolgt wird, die aller noch so ungünstiger und widriger Umstände am Ende Meister werden kann; auf deren Unbezwingliches man sich zwar oft und gern, aber sicherlich stets mit Unrecht beruft.

In der That macht nemlich die weichliche Verwöhnung, die unedle Verzärtlung des Menschen ihm selbst und Andern mehr zu schaffen, als man ohne genaue Selbst- und Menschenkunde glauben sollte. Sie schleicht sich in die Zweige seiner Beschäftigungen, von welcher Art diese seyn mögen, und selbst in den an sich unschuldigen nothwendigen Genuß seiner Ruhestunden auf die mannigfaltigste Weise ein: so unverdächtig oft und gefällig,

so sanft und innig, daß man bei ihr durchaus nichts Arges noch Feindseliges vermuthen sollte. — Darum ertönen bei so vielen Menschen, die häufig zu den bürgerlich Emsigsten, zu den Gutmüthigsten sogar, gerechnet werden, Klagen über die Macht der Umstände, mit einer Wärme und Zuversichtlichkeit geführt, welche alle Schuld des körperlichen und geistigen Verkommens von den Betheiligten wegschiebt, und andern Dingen oder Personen zuwälzt. So spricht der Kaufmann: „mein mühsames weitläufiges Geschäft, dem ich zum Wohl eigner und fremder Familien, zum Besten des Ganzen, täglich und stets obliegen muß, erlaubt durchaus nicht zu mir selbst zu kommen, „(oder wie die äusserst wahre und kernhafte, obwohl gemeine Redart lautet) „das lässt mich schlechterdings nicht zum Menschen werden.“ — Einen ähnlichen Ton stimmt der Mann im öffentlichen Amte über das Beschwerliche und Drückende seiner Arbeit an: zumal in dem Schoosse seiner Familie und Freunde. Alle meinen, kein Anderer ausser ihrem Kreise, am wenigsten der Privatisirende

oder bürgerlich GeschäftsFreie, könne sich von solcher Bürde einen richtigen Begriff machen: man verkenne, richte sie ungerecht, muthe ihnen ein Unmögliches zu, wenn man auf stete Kultur des Geistes und Herzens, auf eine bessere Anordnung ihres Geschäfts und ihrer Erhohlungen sanft oder ernst dringt, weil sonst der Stillstand, die Abnahme ihres moralischen Werths geahndet, befürchtet oder nachgewiesen wird. Sie erklären den, der das thut, für einen Sonderling Träumer und Müssiggänger, für einen überklugen unausstehlichen Menschen, der des Balkens in eignem Auge nicht gewahr werde, rc. Es gelingt auf diese und tausendfach andere Weise sich selbst und ihres Gleichen zu täuschen, zu betäuben. So bleiben sie demnach nicht nur die einseitigen beschränkten geplagten Geschöpfe die sie vorher waren, wie sie sich oft selbst fühlen, und es bisweilen sogar laut äussern; sondern sie verfallen in sich und mit Andern immer mehr und unglücklicher. — Zu ändern, zu bessern sind solche Leute von aussen her nicht, wenn man sie auch fragen möchte: ob sie dann etwa

ihre Geschäfte und Obliegenheiten für zahlreicher und wichtiger halten, als die eines Antonin oder Friedrich, denen in den verschiedensten Jahrhunderten, noch auf dem Throne, durch eine weise Vertheilung der Zeit, Gesammeltheit und Musse genug überblieb, an ihrer geistigen Bildung erfolgsreich zu arbeiten, und die dadurch erreichten hohen Grade der Kultur sogar als Schriftsteller zu bewähren?

Genug, wenn man unbefangen und tief in seinen eigenen Haushalt sowohl als in die innere Oekonomie Anderer, zumal der bessern Menschen, eingeht; so findet sich, daß einem Jeden, auch dem Beschäftigsten, während seines ganzen Lebens der freien Stunden und Tage nicht wenige zu Gebote stehen, die er der Vervollkommnung seiner selbst widmen kann und soll. Deswegen werden jene Klagen nur nach Maaßgabe der Geistes- oder Herzens-Armuth und Vernachlässigung vernommen, die dem grössern Haufen anklebt. Sie prägen den Stempel einer argen Selbstsucht und Verblendung stärker oder schwächer aus. Bei dem Manne von höherm SeelenAdel entstehen Mis-

töne, über beschwerliche Verengungen und hinderliche Abhaltungen gegen den würdigen Selbstgenuß, von der GeschäftsSeite her, seltner und leiser. Sie bleiben kaum, auch nur auf kurze Zeit vernehmlich, und verhallen endlich ganz, werden wenigstens nie mehr von egoistischem Irrwahne erpresst, sobald der Auserwähltere seine Thätigkeit aller Art vernünftig- fest und sicher bestimmt hat. — Die äussern Merkmale dieser Geordnetheit bestehen in stillem Gleichmuth, ruhiger Beharrlichkeit und heiterm Frohsinne des so gesetzten Mannes in sich; wie für Andere in der Offenbarung eines steten Wohlwollens, einer hülfreichen Freundschaftlichkeit und gewählten Wohlthätigkeit, nach thunlichstem Gehalt und Umfang.

Dadurch gleicht sich jeder zu grosse Abstand zwischen dem aus- und eingeschlossenen Leben des privatisirenden und Geschäfts-Mannes so vollkommen aus, als Recht und Billigkeit im Allgemeinen, und im Besondern die Zufriedenheit des Würdigen unter allen (gebildetern) Ständen erfordern. — Demohngeachtet müssen beide Partheien, muß Jeder gleichar-

tig obwohl verschiedenseitig, bei irgend einer zu führenden bürgerlichen Lebensart, auf Etwas verzichten, das für den Menschen ein sehr Glänzendes ist. Bei jeder Lebensweise nemlich kann man nicht Alles BegehrensWerthe erringen. Vieles davon bleibt unerreichbar, und muß in seinem Unerfüllten entrathen, verschmerzt werden.

Wie fügt man man sich darin am schicklichsten? Welche Maaßregeln ergreift dabei die menschliche Vernunft in ihrer Kraft und Würde? Mit welchen Waffen kämpft der mächtige Arm der Menschheit gegen diesen, oft tückischen und grausamen, Feind des süssesten Genusses? — Der humane Trieb zur Lösung solcher Probleme kann zu dem folgenden Aufsatze einladen, und Nachstehendes dazu vorbereiten.

„Thätigkeit des Geistes, die geniessend, „duldend und arbeitend, kämpfend gegen den „Widerstand, ringend mit dem Drucke, tra„gend was nicht zu ändern ist, resignirend „auf das was nicht zu erwarten steht, wir„kend wo sie wirken kann, durch nichts gestört „und aufgehalten, wenn sie sich nicht frei-

„willig unterwirft, sich nicht aus eigner Ent„schliessung anhält — das Prinzip der Frei„heit immer mehr entwickelt, bleibt dem „Menschen eine nie versiegende Quelle schöner „Freuden, die sich ins Unendliche verviel„fältigen."

„O, wenn doch alle es wüssten, wie viel „Grosses in ihrem Herzen liege, wie viele „Kraft der Ueberzeugung der Mensch aus sich „selbst schöpfen kann, wenn alles, was ihn „umgibt, sie wankend macht! Nicht so viele „würden vergebens bei einer falschen Weisheit „Trost suchen; nicht so viele würden dem „Zweifel den Raub ihrer Ruhe vorwerfen. „Der Mensch wird alles durch sich selbst. Das „Wahre, Schöne und Gute sind nur Entwi„ckelungen seines eignen Wesens; aber des „höhern Wesens, das sich zuletzt in das Un„endliche, in die Gottheit verliert." (Wahrheit und Dichtung über unsre Fortdauer nach dem Tode. Von Fried. Ehrenberg. Dessau und Leipzig 1803. S. 234. 117.)

Von der
moralischen Resignation

Die

moralische Resignation

besteht

im

Bunde des Schönen mit dem Guten

Je auffallender diese Behauptung erscheinen kann, desto strenger muß sie bewiesen werden: und je bündiger sie zu erweisen steht, desto befriedigender wird ihr Gehalt ausfallen. — Eine treue Beobachtung des innern und äussern Zustandes, worin man sich bei der Verzichtleistung oder deren Gegentheile befindet, vermag hierüber sichern Aufschluß zu geben. Mit dem Schriftsteller wolle also der Leser in sich einkehren, um die Sache gehörig auszumitteln.

I

Verständigung über den Inhalt der Resignation überhaupt.

Der Charakter aller sittlichen Resignation prägt sich aus, durch die vernunftmässige Entsagung von irgend etwas für wichtig Gehaltenem, vermittelst eines danach eingerichteten Verfahrens. — Alles Vernunftvolle, wenn es geäussert wird, verdient aber die Zustimmung, den Beifall Anderer, es specificirt sich durch sein Gesetzmässiges zum Ehr- und Achtungs-Würdigen, und überkömmt durch Beides das Gepräge des Freien Selbstständigen und rein Sittlichen: oder auch des Rühmlichen und Verdienstlichen bei Andern, des Tugendhaften in dem Einzelnen selbst, des Heilsamen und Guten für Alle. Hieraus erhellt der Adel der Resignation bereits von Einer Seite. — Ein Unwichtiges, eine Kleinigkeit hat indessen nie auf ein solches Prädikat, auf keine Vorzüglichkeit Anspruch zu machen. Darum wird der Gegenstand der Verzichtung allemal etwas

Beträchtliches seyn, wenigstens solchem Gehalte jederzeit sich namhaft annähern müssen.

Für wichtig hält der Mensch Vieles, von Belang für ihn erscheint gar Mancherlei, worüber man mit sich und mit der Welt Eins zu werden hat, wenn es gültig seyn und bleiben soll. — Gehaltig für Jeden, obwohl nach Umständen mehr oder weniger, ist der Genuß des sinnlich und geistig Angenehmen, Nützlichen und Förderlichen. Nach diesem Allen strebt, ringt er: und jede Hinderung dabei greift ihn stärker oder schwächer an. — Sieht er sich nach etwas um, das die Hindernisse entfernen, ein immer Dienlichers herbeiführen, eine harmonische Zusammenstimmung der Inn- und Aussen-Welt hervorbringen kann; so weilt sein Blick am längsten und befriedigendsten auf der Ansicht eines S c h ö p f e r i s c h e n, da gerade dieses die nöthige Macht und Würde enthält, deren er zu solchen Zwecken nicht entrathen kann.

Vermenschlicht man das Göttliche der Schöpfung, dann löst es sich auf in das Herbeischaffen und Verarbeiten eines geeigneten

Stoffs zur vollständigen Erreichung bestimmter vernünftiger Absichten. — Mithin wird das Schaffende und Wirksame der Resignation sich darzustellen haben in ächter Güte der Auswahl unter dem (mannichfaltigen) Material, in ausgezeichneter Ermächtigung desselben, und in unverkennbarer Gediegenheit des Bewirkten. — Um hierbei kein Wahres und Gedeihliches, als vermeintliche Nebensache von geringer Bedeutung, aus dem Auge zu verlieren, bleibe man stets eingedenk, daß sich dies Alles nicht vorstellig machen noch erreichen lasse, ohne einen gewissen freien Spielraum, ohne beträchtliche Grade einer freien Willkühr, ohne die selbstständige Energie einer würdevollen Vernunft-Freiheit.

Es ist nun leicht abzusehen, daß einer solchen Sphäre der Resignation aus der Menge von Gegenständen, mit denen der Mensch umgeben ist, Manches zusagen müsse, Manches nicht: daß ihr Vieles entsprechen, Vieles zuwider seyn könne. Deswegen wird das Nachtheilige und Widrige von dem Günstigen und Angemessenen abzusondern, zu entfernen

und dieses Vortheilhafte herauszuheben, zu befördern stehen. Zu solchem Behuf sind gewisse Beschaffenheiten an den Gegenständen fündig zu machen, woran ihnen mit Sicherheit gleichsam anzusehen ist, ob sie für das Gebiet des Verzichtens taugen, oder nicht. Und je einfacher man sich dabei benimt, je konzentrirter dergleichen Merkmale aufgestellt werden, desto sicherer und fasslicher geräth der Ueberblick. Dies kann das Folgende gewähren.

II

Resignation ist die Sache jedes einzelnen Menschen selbst.

In der Theorie wird dies für so einleuchtend gehalten, daß die Beweisführung davon höchst überflüssig, wohl gar widersinnig scheinen mag. — „Niemand (heisst es) kann ja an meiner Statt, in meine Seele resigniren. Das muß ich, wenn ich will, selber thun!" — Richtig. Warum betrachtet man aber im wirklichen Leben die Sache so oft als ein

Fremdartiges und Aufgedrungenes? Warum klagt man laut und im Geheimen bitterlich darüber: daß Andere (Dinge und Personen) uns so oft zur Resignation bringen, sie uns zumuthen, abnöthigen, von uns erpressen? Wären wir praktisch überzeugt, daß alles sittliche Verzichten lediglich unsere eigenste Sache sei und bleibe, dies auch nicht anders sich verhalten könne; dann würde man nie, weder andern Menschen noch irgend einem sonstigen Gegenstande, die Last und Schuld aufbürden, durch Forderungen solcher Art behelligt zu haben. Man könnte, was doch so häufig und fast immer von der Mehrzahl geschieht, niemals bei der Resignation sich blos unthätig und leidend fühlen noch ausgeben, vielmehr müsste alles Herbe und Verdienstliche beim Verzichten einzig auf unsre eigene Rechnung kommen. — In der That steht also viel zu gewinnen, wenn man alle möglichen andern Gegenstände und Wesen von der Sache der Resignation ausschliesst, sich beständig selbst zu ihrem Ob- und Subjekte macht, und das deutlich aus einander setzt, um das Allgemeine und

Nothwendige davon inne zu werden, auch festzuhalten. Unbesorgt deshalb dazu über!

Die Aufgabe der Resignation überhaupt lautet: „einem Gehaltigen entsagen.“ — Also muß ein Stoff vorhanden, derselbe im Allgemeinen zu gewältigen, und im Besondern der Forderung gemäß zu beseitigen seyn. Schaffen aus Nichts kann der Mensch keinen Stoff. Dieser ist ihm vielmehr schon gegeben. Er hat ihn daher zu nehmen, wie er ihn findet oder trifft. Will er ihn umändern, sich ihm annähern oder sich davon entfernen, dann muß er seiner mächtig werden können, um ihm im ersten Falle sich anzueignen, im andern Falle damit der Gegenstand den Menschen nicht verfolge, noch unterdrücke. — Diese Kraft der Ermächtigung soll man ferner, der Natur der Aufgabe nach, an einem Gegenstande von Wichtigkeit äussern: und endlich ein solches Objekt, angemessen wiederum der aufgestellten Bedingung, unwirksam, ruhend, leidend (passiv) zu machen, in diesem Zustande auch zu erhalten wissen.

Was ist nun jedem einzelnen Menschen

das Nächste, Wichtigste und nach gewissem Bezuge das Aufdringlichste, wovon er sich nie ganz lossagen kann, noch darf? Auf was kann er am öftesten, stetesten und kräftigsten einwirken? Was vermag er (allerdings wofern er selbst nur will) am schicklichsten zu ordnen, am stärksten zu zügeln, behendest und nachdrücklichst zugleich niederzuhalten? — Wer hierbei nicht so fort an an sich selbst, und darin an jedes Individuum der ganzen Menschheit denkt, dadurch aber diese und alle ähnliche Fragen überhaupt beantwortet fühlt; der möchte schwerlich auf andere Weise für das Ganze zu überzeugen seyn.

Unwillkührlich kann jedoch der Zweifel aufsteigen und sogar wahrhaft ehrwürdig erscheinen: „daß man zwar bei der Aufopferung Einzelne bezielen, und ihr Hingeben, ihre Folgeleistung dabei sehr wünschenswerth, auch wohl großmüthig finden könne; allein daß man ihnen ein solches Opfer weder stets zutrauen, noch oft zumuthen dürfe, ohne ungerecht und unweise, unkundig über Menschen-Art und feindselig gegen ihre Natur zu

verfahren." — Darum wird jene Angabe noch weiter zu erörtern seyn. Zuerst geschehe das durch die, Versuchsweise unternommene, Aufstellung eines Andern für die Sache der Resignation.

Man nehme also dazu in Gedanken irgend eine andere beliebige Person, als der Resignirende selbst ist. — Denn das Subjekt einer moralisch-praktischen Vernunft, eine Person, muß es seyn, weil etwas Anders (ein Thier oder lebloses Ding) dazu den erfoderlichen Gehalt so wenig hat, als der Mensch ausser sich und seines Gleichen nichts Höhers (kein überirdisches Wesen) in den anschaulichen Kreis menschlicher Resignation einzuführen vermag. — Vermittelst einer solchen Person bleibt freilich die Sache an sich was sie ist; auch kann sie der Gegenstand eines gewissen Grades der Beurtheilung für jeden Beobachter werden: aber die eigene Sache Jemandes wird sie dadurch niemals. Denn dazu fehlt es an dem nothwendigen Erforderniſſe aller Selbsterfahrung, an derjenigen bestimmten Modifikation des Thuns und Leidens eines Menschen, wodurch

er sich zu der Anwendbarkeit des Begriffs, der einer Sache zukömmt, auf ihn qualificirt. Mit andern Worten: ohne daß ein Gegenstand, als existirend und bewirkt in Jemand und durch ihn, angenommen oder gesetzt wird, hört das Objekt auf, als eine Eigenschaft, Inhärenz oder dgl. von dem Menschen ausgesagt werden zu können. Es bleibt unpassend für ihn. Mag es immerhin sein, noch so starkes, Interesse erregen: eigenthümlich wird es ihm nur durch das Aufnehmen in sich, durch das Gleichwerden des Objekts von solcher Seite mit ihm als Subjekt, durch die Prädikabilität aller Eigenschaften einer Sache von Jemands Persönlichkeit. — Auch sind ja die Begriffe, die Wesenheiten aller moralischen Gegenstände zuerst und zuletzt nichts anders, wie gewisse, von den menschlichen Beschaffenheiten abgezogene Bestimmungen, die mithin nur in so fern auf Jemand anwendbar sind, als sie ihm wirklich beiwohnen.

Will man daher die Resignation von sich oder von einem Andern fordern, soll dieser oder sollen wir die Aufgabe dabei lösen; so

muß ein Jeder sich selbst zu dem Gegenstande davon machen. Er kann zwar und wird die Veranlassungen, Mittel und Wege dazu sehr oft von Andern ausser ihm hernehmen: allein wie fern er das Genommene nicht in sich aufnimt, es als sein Gebilde, seine That und gleichsam als einen Theil von sich ansieht, mithin allen Unterschied zwischen Sache und Person aufhebt, so fern ist bei ihm kein vernünftiger Grund vorhanden, die Resignation zu übernehmen, ihretwegen etwas zu thun oder sich gefallen zu lassen. Der ganze Handel wäre blos ein leeres, oft wunderliches und unwürdiges Spiel mit etwas Anderm, oder mit sich selbst. — Man vergegenwärtige sich z. B. ein Elternpaar, das um seiner Kinder willen vielem Angenehmen und sogar Nothdürftigen entsagt. „Dies geschieht aus natürlicher Zärtlichkeit, aus nothwendiger Liebes-Pflicht:" heisst es. Ganz gewiß. Aber wenn die Eltern das nicht fühlten noch wollten, wenn ihnen durch die Unterlassung der Sorgfalt und Aufopferung nichts von ihrer Ruhe und Zufriedenheit mit sich abginge, nichts von dem

Begriffe ihres Werths als Menschen und Eltern dahin schwände: würden sie sich denn wohl zum Gegentheile der Unterlassung, zur Leistung des Erfoderlichen, bewogen sehen? Wie bald sie aber die Bedürfnisse, das Wohl der Kinder zu ihrer eigenen Angelegenheit machen, durch deren Vernachläßigung sie selbst verlieren, aus welchem Grunde es übrigens sei: wie bald sie Sich in den Kindern fühlen, folglich eine oder mehrere andere Personen mit ihrer eigenen Persönlichkeit gleichsam vertauschen, und alle solche Betheiligte mit sich gleich setzen: sonach sich selbst zum Objekte der Resignation machen; so bald, auch nur dann handeln sie und werden wahrgenommen, als Verzichtende.

Wenn dem nicht so wäre, woher käme es dann, daß kein Mensch so gut und weise seyn, noch sich dünken möge, als man will, der nicht leise oder laut gestehen müßte: daß es Zeiten bei ihm gab und noch gibt, in denen ihm die Resignation als schwierig der Sache nach, und drückend für die Person vorkömmt, die sie übt oder üben soll? — Die

Grade dieses Lästigen können fürchterlich werden, zum höchsten peinigendsten Unmuthe, zu zerrüttender Verzweiflung ausschlagen: wie Jedermann nach Umständen bei sich spüren kann, und zwar (scheinbar seltsam genug, doch erweislich richtig) desto leichter und öfter, je unbekannter oder vertrauter man mit sich selbst, je stumpfsinniger bis auf einen gewissen Punkt, oder je reizbarer Jemand nach sittlichem Bezuge überhaupt ist.

Zu schämen hat sich eines solchen Geständnisses Niemand, da theils kein fühlender und rechtlicher Mensch sich dessen entziehen darf, theils weil der Grund davon tief und unverrückbar in der menschlichen Natur selbst aufzufinden steht: worauf bereits das Kernhafte der deutschen Sprache unzweideutig hinweist.

Den Ausdruck Selbstverleugnung prägten unsre Väter für das, was jetzt gewöhnlicher mit dem Worte „Resignation" befasst wird. Dadurch bezeichneten sie treffend den Inbegriff von Allem, wobei des Menschen heimischem Sinnen und Wirken stets einiger Abbruch geschieht. — Man mag nemlich den

hier beäugten Gegenstand in jeden beliebigen Gesichtspunkt stellen, immer wird es dabei von Einer Seite auf eine Hemmung, auf ein Dulden oder Erleiden hinauslaufen, was irgend einer menschlichen Anlage oder Wirksamkeit, einem allgemeinen Triebe oder Bedürfnisse zuzuerkennen und aufzulegen ist. Dem muß auch nothwendig so seyn, indem sonst die Resignation ihr Charakteristisches und darin ihren Rang verlöre.

Auf einen solchen vorzüglichen Rang deutet abermals der Sprachgebrauch. Ist die geäusserte Verzichtung zweideutig, oder nach irgend einem Bezuge widrig, dann wird mehr vom „Verbergen, Sich-Stellen bis zum Verstellen und Verbeissen hin" mit den Gefühlen bald der moralischen Gleichgültigkeit oder Misbilligung, bald der natürlichen und in so fern gemeinen Theilnahme, bald der ästhetischen und hin und her schwankenden Verwunderung gesprochen: hingegen beim Gedanken und Reden von Selbstverleugnung bemächtiget sich des Gemüths allemal ein bestimmter Grad von „reiner Achtung, hoher Bewunderung und tiefer

Ehrfurcht" für denjenigen, der eine solche heldenmüthige Tugend äussert.

Eine Art des Heroismus gehört aber auch in der That zu jeder ächten Resignation. Denn sie befehdet durchgängig einen Theil der wesentlichen Eigenthümlichkeit, die allen Menschen angeboren ist. Sie wirkt unausbleiblich dem sinnlichen BegehrungsVermögen, der Sinnlichkeit entgegen, theils mittel- theils unmittelbar. Sie fordert stets Entsagungen, Opfer vom menschlichen Physischen (dem Fleische) sei es geradezu oder vermittelst des Geistigen, was in der Rückwirkung das Körperliche, mit dem davon Abhängigen, unvermeidlich anspricht beschränkt einzwängt, zum Verleugnen (irgend eines physisch oder ästhetisch Angenehmen) nöthigt. — Zum erläuternden Beispiele werde ein dem Menschen, als Neigung Trieb oder Leidenschaft, allgemein Eingepflanztes und Werthes aufgestellt: „die Liebe" höherer Art. In der Würde von Selbstverleugnung äussert sie sich vorzüglich nach drei Beziehungen: als Geschlechts-, Freundes- und Mutter-Zartheit. Der Gipfel

aller Entsagung hierbei wird erreicht in der möglichsten Aufopferung des an sich Unschuldigsten, Süssesten, Angenehmsten, und gewissermassen Heiligsten um des Geliebten willen.

Verfolgt man ein solches Entäussern seiner selbst in die einzelnen Zweige mit dem erforderlichen Merken auf sich (was der Schriftsteller bei einem Andern blos veranlassen, nicht aber ihm mittheilen, geschweige abnöthigen kann) dann laufen die Zerästlungen, je feiner sie werden, in irgend ein entschieden Sinnliches oft so unerwartet und einschneidend aus, daß man Gefahr leidet, das Zarte mit dem Rohen in seltsamer Gemeinschaft zu treffen; das Ausserordentliche mit dem Gemeinen, das Erhabene mit dem Niedrigen zu verwirren, und neben der kleinmüthigsten Misstimmung über sich selbst, sogar an dem gepriesenen angestammten Adel der Menschheit überhaupt schmerzlichst irre zu werden. — Das schreckt jedoch nur den mittelmässigen Kopf und ein zweideutiges Herz von der tiefern Untersuchung zurück. Der heller Aufgeklärte in seiner HerzensReinheit, und eben deswegen der von

Dünkel und Vorurtheilen Befreitere weiß, daß diese Gefährdung blos Bürgschaft leiste für die voll aufgefasste Menschen-Natur. Er sieht voraus, daß es demnächst ein desto sicherers und edlers Mittel zur namenlosen Erhebung des menschlichen Gemüths darreicht, wenn die äussersten Ende des Guten und Uebeln innigst mit einander vereinigt, die Extreme des Würdevollen und Werthlosen im Menschen, bei tief eingehender Reflektion, zusammenfliessend wahrgenommen werden.

Hier ist diese Saite nicht weiter zu berühren. Etwas Ausführlichers darüber, nach anderm Bezuge, suchte der Verfasser zu liefern in den Unterredungen zum Besten jeder Freundschaft. Frankf. a. M. 1803. S. 68 ff.

Der Ursache von diesem Allen ist desto weiter nachzuforschen, weil dem menschlichen Gemüthe, je unbefangener es zu Werke geht, einzelne Fälle unwillkührlich vorschweben, die dieser Darstellung zuwider scheinen. — Der Grund also, warum wir sämmtlich uns die Resignation als ein Sinnenwidriges denken,

auch bis zu einem gewissen Punkte uns so vorstellen müssen; dieser Grund liegt in der Entgegensetzung, in der angenommenen Unvereinbarkeit und dem heftigen Widerstreite des Sinnlichen am Menschen mit seinem Geistigen, bei dem unvermeidlichen Gefühle der Wichtigkeit des Ersten für einen Jeden, unbeschadet indessen der Würde des Zweiten.

Diese Annahme bleibt darum statthaft, da sie der häufigsten Erfahrung gemäß ist, und den zahlreichsten täglichen Wahrnehmungen, sowohl bei uns selbst wie an Andern, vollkommen entspricht. — Wir messen oder schätzen daher auch gewöhnlich die Fälle, welche uns im Gebiete desjenigen vorkommen, was wir Aufopferung nennen, nach der Art und Grösse jenes Widerspruchs zwischen dem sinnlichen und geistigen Theile der menschlichen Natur, und hören auf, an Resignation zu glauben, so bald wir eine solche Opposition nicht wahrnehmen oder hinweg denken: und dies sogar bei völlig gleichen, als Thatsachen gegebenen, Vorkommenheiten. Wenn z. B. der

Staatsmann von mehrern, an sich und für ihn gleich mühsamen, Geschäften das Eine blos der grössern Gemeinnützigkeit wegen, ohne alle Nebenabsichten, auswählt und vollzieht: wenn ein Freund zur Schonung des Freundes bei einer erlittenen Unbilde schweigt, die nicht mehr abzuändern ist: wenn eine Mutter ihr muthwilliges Kind empfindlich züchtiget; — so hält das Niemand für eine Aufopferung, wie lange die Sinnlichkeit der so verfahrenden Personen dabei ausser Spiel gesetzt, oder als nicht gereizt gedacht wird. Jedermann sieht das nur für überhaupt rathsamer, klüger, besser, auch wohl für Schuldigkeit an; was keine besondere Ueberwindung kosten könne, noch solle, weil es gar zu natürlich, vernünftig und pflichtmässig erscheint; bei dessen Gegentheil schon gegen den gemeinsten MenschenVerstand zu arg verstossen werden würde. Kurz, einen vorzüglichen Werth, ein grosses Gewicht legt man auf dergleichen nicht. — Wenn aber bei der Mutter die sinnliche Vorliebe für das sonst liebenswürdige Kind stark einspricht, und man ihr das ansieht, oder nachfühlt: wenn

des Freundes Ehrgefühl namhaft durch sein Schweigen leidet, und man sich dabei in dessen Stelle versetzt: wenn endlich der Staatsmann weniger Ehre und Ruhm, dagegen mehr Schikane oder Verdruß von dieser als bei einer andern Arbeit voraussieht, und dies uns ebenfalls stark einleuchtet: wenn demohngeachtet alle Drei dieses natürliche, unschuldige und feine sinnlich Angenehme, Reizende und Lockende, vor unsern Augen oder Gedanken, mit Glück bekämpfen und unterdrücken; erst dann beginnen sie und wir Andern an Aufopferung zu denken, und solche Handlungen für Resignation zu erklären, weil nunmehr eine Art des Kampfs unter den mannichfaltigen Anlagen der Menschen entsteht, und der Ausgang von einem Siege des Geistigen über das, an sich ebenfalls wichtige, unter andern Umständen nicht zu versäumende, vielmehr der Menschheit im Ganzen sehr angemessene oder gar ehrwürdige, Sinnliche ersichtlich zeugt.

Dennoch liegt nach anderweitiger Beziehung bei dem Menschen etwas im Hintergrunde, was sich nach einer gewissen Herzenssprache

ohngefähr so äussert: „mit solchem Unfrieden in dem menschlichen Innern ist es doch eine üble Sache! Könnte oder sollte das wohl nicht anders seyn, wenigstens mit der Zeit besser werden?" — Dies verursacht eine geheime Abneigung, eine Art von Widersetzlichkeit in unserm Gemüthe, gegen die bisher angedeutete Natur der Resignation: und es ist billig, dem volle Rede zu stehen. Nur kann dies füglich jetzt noch nicht geschehen.

Für leicht hält nun Niemand diese und ähnliche Verzichtungen, zumahl in den höhern Graden und bei sehr interessanten oder eingreifenden Situationen, wie oft und lange sie aus dem Standpunkte der täglichen Erfahrung oder des gewöhnlichen Lebens betrachtet werden. Gemüthlich ist und bleibt einem Jeden ihr Gegentheil, wenn er auf die ursprüngliche Beschaffenheit eines wesentlichen Theils der menschlichen Natur Rücksicht nimt. Und solche Gefühle wird man nach Umständen desto lieber und voller in den Busen seiner Nebenmenschen übertragen, diese für eben so afficirt

davon, mit der nemlichen Sehnsucht nach dem Anderssein erfüllt annehmen, wie sich selbst, je theilnehmender man für Wesen seiner Art gestimmt ist. — Daher der obige Einwurf.

Der Mensch hegt also in seinem Innern eine sinnlich-natürliche Abneigung gegen Alles was Resignation heisst: einen Widerwillen, der ihn nach eigentlicher Bedeutung des Worts zum Subjekt der Verzichtung macht. — Nun strebt aber auch Jedermann der Abhängigkeit, der Unterwürfigkeit besonders dann entgegen, wenn er sich einem physisch Unangenehmen Preis geben soll. Nach Befreiung sehnt sich sein Geist desto stärker und reger, je niedriger und sklavischer ihm das Joch erscheint, unter welchem er seufzt. — Auch kann er schon bei mässiger Kultur die Schmach nicht immer verbergen, weder vor sich noch vor Andern, sein edlers Geistiges der Sinnlichkeit unterworfen zu haben, die selbst in ihren feinsten, wenn man will sublimsten, Aeusserungen wenigstens stets ein Vergängliches und Unsichers bleibt, mithin nie ganz ermächtiget, niemals vollkommen ruhig

und mit Bestand genossen werden kann. Die Erfahrung hat ihn das oft und schmerzlich gelehrt, überzeugt ihn davon täglich mehr. — Sollen nun die billigen gerechten und würdigen Forderungen, welche er an sich macht, sollen seine feurigen und edeln Wünsche bei ihm erfüllt werden; dann muß der folgende Satz aufzustellen und zu erweisen seyn:

III

Die Resignation ist für Jedermann eine freie Sache.

Mit andern Worten: „der Mensch kann aus ihr machen, was er will." — Zuvor hat man gesehen, und Jeder weiß es ohnedem, daß sich der Mensch die Selbstverleugnung oft schwer mache, was für ihn schlimm oder ein Uebel ist. Wohl wird es ihm daher thun, gut muß es für ihn seyn, wenn er sich die Sache nicht schwer macht.

Ausserhalb der Grenzlinien dieser beiden (praktischen) Gesinnungen liegen die Extreme, wonach die Resignation entweder für zu

wichtig, in so fern unerreichbar rc. oder für gar zu unwichtig, mithin für überflüssig, unnöthig rc. gehalten wird. Innerhalb jener Grenzen, und gleichsam in der Mitte, gibt es einen dritten MittelZustand, worin man die Sache weder für zu schwer, noch für zu leicht ansieht, sondern sie im Gleichgewichte mit der menschlichen Natur, in einer proportionirten Angemessenheit damit, und weil alles Moralische ein Gut ausmacht, als ein wahrhaft Erspriessliches, Wichtiges und Wohlthätiges für den Menschen betrachtet.

Den ersten dieser Zustände, der zu Kleinmuth und Ohnmacht führt, weist von der weitern Erörterung seine unbeholfene Armseseligkeit ab: der zweite, der in Trägheit Leichtsinn und Frevel übergeht, schliesst sich durch seine offenbare Unwürde von der detaillirtern Untersuchung aus. Wie sehr viel, oft Alles, der dritte werth sei, dürfte der Verfolg der Untersuchung ungezwungen von selbst darthun.

Diese mannichfaltige Verschiedenheit unter den Vorstellungen von der Resignation lässt sich übrigens in der Erfahrung an den Menschen

überhaupt nicht nur, sondern in der Selbstbeobachtung jedes Einzelnen bestimmt nachweisen, d. h. dadurch vollkommen begründen. — Welcher besonnene Sterbliche kann sich rühmen, in seinem Leben nicht mehrmals der Selbstverleugnung, als einem zu grausen Opfer für ihn, unmännlich entsagt; andremale ihr kindischen Trotz geboten, bisweilen gleich einer Verrätherin an seinem Geschlechte sie schnöde gehöhnt, verächtlich zurückgestossen zu haben? Welcher fühlende nachdenkende und geordnete Mensch verdankt aber nicht noch öfter, der freundlichen Aufnahme, der innigen Vertraulichkeit mit ihr, die reinsten und besten, die dauerhaftesten und seligsten LebensFreuden? —

Der Reichthum, mit dem sittigen Geiste, unsrer Sprache gewährt hier abermals eine neue ergiebige Ausstattung für den noch weiter zu erörternden Gegenstand. Der Deutsche redet in Sachen der Resignation von Selbstüberwindung. Bedächtlich will und fordert er theils nicht, theils genügt ihm nicht daran, daß der Mensch sich seinem Selbst „entwinde", sonst hätte die Mundart auch

dafür eine Biegung. Als „Ueberwinder" aber, als „Sieger" führt er sich, mit der gesammten Menschheit, in seine Sprache ein: und diesen Sieg soll nicht etwa eine gemeine, oft so zweideutige, politische, sondern die würdigste und edelste, eine weltbürgerliche moralische Palme krönen. Darum ertönt von so viel Zungen das Lobpreisen der errungenen Siege über sich. Darum verzeichnete von jeher so manche Feder mit glänzenden Zügen die Glorie, das Himmlische der sittlichen Ueberwindung seiner Selbst. Darum beugt sich Jeder vor ihrer göttlichen Würde und Majestät. — Wie möchte dies Alles unternommen und häufig wiederholt werden, wie könnte es, auf so entschiedene oft beneidete Weise, Beifall finden, wenn nicht bei der Resignation die Freiheit des Menschen, in Macht und Weisheit, ihren Thron zu errichten vermöchte, ihn wirklich oft, anschaulich und reizend, vor Jedermann erhöhet hätte?

Aber, wie Alles, so kann auch diese Freiheit oft gemisbraucht werden, und wirklich

wird sie oft geschändet. Es gibt im menschlichen Leben eine Menge Vorfälle, bei denen sich der Mensch durch Entsagungen, statt zu erhöhen, schnöde wegwirft; wo er mit Herabsetzung seines moralischen Werths, in Heuchelei und Schmeichelei, vor Sachen oder Personen kriecht. Und weil diese Kriecherei gewöhnlich vor Höhern und an Höfen geschieht, so werden mit den Ausdrücken eines Höflings und höfischen Wesens die bekannten Begriffe einer Demuth verbunden, die eben so erlogen und unzuverlässig, als sie unwürdig und verächtlich ist; deren Folgen dann die widrigsten und entehrendsten Demüthigungen ausmachen. Den äussersten Grad solches Wegwerfens bezeichnet die Sprache durch ein höchst eckelhaftes Wort! — Die Quelle solcher unächten und unsaubern Verzichtungen liegt in dem gröbern und feinern Eigennutze, der entweder auf blos sinnliche Erwerbungen, und ein hauptsächliches Mittel dazu, das Geld- und und Gut-Ersparen, oder auf Sucht nach Ehre, Glanz und Rang, oft auch auf Unterdrückungs-Gier, überhaupt also auf Befriedigung gemei-

ner Weichlichkeit und des unedlen Hochmuths gerichtet ist.

Wie nun dergleichen tägliche Vorkommenheiten die Freiheit des Menschen, sich sehr Vieles versagen zu können, im Allgemeinen bewähren, und eben deswegen hier zu berühren waren; so begründen sie insbesondere die zuvor angegebene Beschränkung jeder ächten Resignation auf ein rein „Vernunftmässiges:" was nie aus den Augen gelassen werden möge. — Sie sind in ihrem Vernunftwidrigen, mit Allem was ihnen nur irgend ähnlich ist, von der gegenwärtigen Untersuchung zu entfernen; und man wird dadurch vermocht, das Erforderliche über die Auswahl und Güte, über den Werth und die Verbindlichkeit zu einer bestimmten Behandlung des Materials zu Verzichtungen bei sich auszumachen. Das führt die Prüfung des Satzes herbei:

IV

Je besser der Mensch, desto vollendeter die Resignation.

Eben so auch umgekehrt: „je unvollständiger und unbedeutender die Resignation, desto unwichtiger und armseliger erscheint der Mensch." — Unbefangen und reiflich werde nur die vorher angezogene Bewandtniß der Sache erwogen: wonach alle Verzichtleistnng der Sinnlichkeit überhaupt Abbruch thut.

Noch unentschieden gelassen, wenn man will, mit welchem Fuge das geschehe, ist doch einzuräumen, daß dieser Beeinträchtigung ein Mensch nach Maaßgabe des Sinnlichen an ihm ausgesetzt bleibe. — Das Sinnliche aber, was die Resignation in Anspruch nimt, kann überhaupt nur ein Praktisches d. h. etwas seyn, was das menschliche (Begehrungs-) Vermögen bestimmt, nach Belieben ein Gewisses zu thun oder zu lassen: indem alles zur Resignation zu Rechnende ebenfalls stets ein Praktisches, nie ein Theoretisches ausmacht; und im Moralischen zumal das Gleiche dem Glei-

chen zuzugesellen ist, wenn ein Vollendetes entstehen soll. — Dieses praktisch Sinnliche fällt nun im Besondern entweder mit den Forderungen der Resignation zusammen, oder nicht: es ist entweder gemüthlich auf etwas zu verzichten, oder man sträubt sich dagegen. Im ersten Falle bleibt unsre Sinnlichkeit ruhig, wenigstens erleidet sie keinen sonderlichen Abbruch, und die Entsagung geschieht frei, willig: wodurch sie auf gewisse Weise aus der hier zu erörternden Sphäre heraustritt. Im andern Falle gelüstet uns, der Anreiz ist da nach dem Gegentheile der Entsagung, und wir wünschen, sehnen uns nach dem aufzugebenden Gegenstande. Resigniren wir dennoch darauf, so geschieht das auf Kosten unsers Sinnlichen: man thut es ungern oder abgenöthigt. — Also nach Maaßgabe daß, und je mehr Gelüste, Wünsche und Sehnsucht in dem Menschen obwalten, da und desto heftiger entstehen Streit und Kampf gegen die Anfoderungen des Verzichtleistens. Es gehört Selbstüberwindung dazu, um solche entstandene Streitigkeiten beizu-

legen, den erhobenen Kampf zu gewinnen, und in Beiden obzusiegen.

Der Mensch genügt und füllt sich indessen, seinen Begehrungen nach, nur durch das Vermögen, vermittelst seiner Vorstellungen Ursache von der Wirklichkeit der Gegenstände dieser Vorstellungen zu seyn. Obschon er nun durch jenen Sieg der Resignation etwas oder vieles von Belang errungen, behauptet haben mag; so musste er doch zugleich manches beträchtliche Andere dabei aufgeben oder fahren lassen, was ihm ebenfalls lieb, werth und theuer war. — Soll bei dieser Lage der Dinge dem Errungenen von seiner Vernunft der Preis vor demjenigen zuerkannt werden, was er dabei aufopferte: will der Mensch das Erworbene eben so würdig geniessen, als das Hindangesetzte rühmlich entbehren; dann muß das Aufgeopferte nothwendig weniger wichtig, und im Vergleich mit etwas Anderm vielleicht gar nichts werth, das Aufgenommene oder Beibehaltene hingegen mehr oder alles werth seyn. — Hierdurch gelangt der Mensch zu der für ihn ungemein

wohlthätigen Einsicht, daß unter der Zahl oder Menge seiner Begehrungen einige leer und nichtig, im Widerspruche unter sich und mit andern sind, deren Gehalt bedeutend, voll und übereinstimmend mit oder in sich selbst ist.

Geht man dieser Richtschnur nach, dann ergibt sich, daß alle Bezweckungen des Menschen so lange eitel seyn müssen, als er sie nicht erreichen kann. Er kann aber zu nichts gelangen, wozu er keine Kräfte entweder anwendet, oder hat. Und diese Kräfte bietet er nie auf weder bei dem Gelüsten, weil dieses nur in einer (sinnlichen) Gemüthsstimmung besteht, wobei es zu keiner wirklichen Thathandlung, zu keinem reellen Akte des BegehrungsVermögens gedeihet; — noch im Wünschen, indem er dabei mit seinen Vorstellungen allein, nicht mit thätigem Wirken zugleich, beschäftiget ist; — noch in der Sehnsucht, da diese blos die Zeit zwischen den Begehren und Erwerben des Begehrten vernichten möchte. Eben so wenig besitzt er hinreichende Kraft, alles und jedes Sinn-

liche zu bemeistern, in wie fern dies nemlich einen von ihm unabhängigen Stoff darstellt, der von der Natur (ihm selbst auch mit an=) erschaffen, und mit bestimmten Eigenschaften versehen ist, die der Mensch nicht ändern kann, denen er sich im Allgemeinen unterwerfen muß, und nur bedingunsweise im Einzelnen zu entziehen vermag oder darf.

Damit auch über diese Lage der Menschheit kein lähmender Unmuth entstehe, möge Folgendes, aus der Feder eines auch grossen und einzigen Mannes aus dem Mittelstande im verwichenen Jahrhunderte wiederholt werden. — „Warum aber in „unsere Natur der Hang zu Begehrungen „gelegt worden, die sogar mit unserm „Bewusstseyn leer sind, das ist eine an= „thropologisch=teleologische Frage. Es „scheint; daß, sollten wir nicht eher, als „bis wir uns von der Zulänglichkeit un= „sers Vermögens zu Hervorbringung ei= „nes Objekts versichert hätten, zur Kraft= „anwendung bestimmt werden, diese „grössentheils unbenutzt bleiben würde.

„Denn gemeiniglich lernen wir unsre „Kräfte nur dadurch allererst kennen, „daß wir sie versuchen: diese Täuschung „in leeren Wünschen ist also nur die „Folge von einer wohlthätigen Anord- „nung in unserer Natur." Kant Kritik der Urtheilskraft. Einleit. S. XXIV. Anmerk.

Je mehr Kraftloses und Ohnmächtiges also ein Mensch an sich hat — wisse er das selbst oder nicht — desto zäher und eifersüchtiger muß er einerseits auf das halten, was bei ihm noch Mann- und Kernhaftes übrig ist; andrerseits sieht man ihn sehnsüchtig und seufzend zu dem Bessern hinblicken, es auch wohl durch Spötteleien Neid und Schmähsucht verkleinern, beschmitzen, und am Ende sich dagegen abstumpfen oder betäuben, weil es ihm fern und unerreichbar ist, auch nach Maaßgabe seiner Unwürde immer mehr wird. — In dieser wie in jeder ähnlichen traurigen Lage kann es nicht fehlen, daß seine Sinnlichkeit von allen Seiten, zu den meisten Zeiten, durch unzählige Vorfälle angegriffen, geneckt,

empört, überhaupt widrig und schmerzlich afficirt werde. Auf alle Fälle ist er weit übler daran als ein Anderer, dem mehr Stärke und Geschick, mehr Feuer und Leben zu Gebote stehen, um den Anfällen auf sein Begehrungs-Vermögen zu wehren, sie zu verseltnern, anständig zu ertragen, und ihnen ein Ausgleichendes Ersatzvolles entgegen zu stellen. — Jener wird schon dann von Aufopferungen träumen und sie geltend machen wollen, wenn Dieser Dinge der Art nur für Kleinigkeiten hält. Indeß Jener über Mühseligkeiten und Ermattung klagt, weichlich eine träge Ruhe begehrt, oder kindisch ertrotzt, die ihm so sehr verdient und nöthig dünkt; so fühlt sich Dieser durch die angewandte Regsamkeit erst erfrischt, zu grössern Unternehmungen angefeuert, zu namhaften Resignationen gestärkt, und findet sich durch die Aussicht, durch das Anerbieten des Ausruhens eher gebeugt als erhoben.

Dazu kömmt der unbestechliche Ausspruch der Vernunft — wohne sie in gehörigem Maasse den betheiligten Partheien oder andern Personen bei — der in Sachen des Verzich-

tens, wie für den Gebildeten überall, sehr hörbar und entscheidend ist. Nach ihm hat alles Unhaltbare keinen Werth, mithin auch nicht das Widersprechende der menschlichen Begehrungen, was das Idiom unsrer Sprache im Allgemeinen durch eine unzulässige Begehrlichkeit andeutet. Dieser Makel des Werthlosen haftet auf dem Sinnlichen so lange, als es nicht von einer Seite schlechterdings unausweichlich, folglich blosser Naturzwang ist, der zwar als solcher nicht geradezu schändet, doch auch keinesweges ehrt, der stets dem öffentlichen Auge entzogen und thunlichst geleitet bleiben will. Jene Schmach des Unwerths lastet von andrer Seite, oft in hohem Grade, auf dem Sinnlichen, bis es dem Höhern im Menschen, seinem Verstande und seiner Moralität, untergeordnet und dadurch geweihet, erhoben wird. — Dies geschieht aber weder, wofern man ein Unmögliches dabei angeht und von sich entfernen möchte, was durch Natur uns unausrottbar eingepflanzt ward; noch gelingt es bei der Anwendung unzulänglicher, übel geordneter und mißgeleite-

ter Kräfte. Ueberhaupt bleibt es bei jedem vernunftwidrigen Benehmen unerreichbar. — Denn die Sinnlichkeit des Menschen hat mit allem Natürlichen in und ausser ihm gemeinschaftlich, daß sie einer gesetzmässigen Ordnung, wie in seiner Art das Sittliche ebenfalls, nothwendig folgt. Unnatur wäre es daher theils, die ursprüngliche Unschuld, den mächtigen Reiz, die hohe Perfektibilität, welche der menschlichen Sinnlichkeit, wofern sie nach sittlicher Regel geleitet wird, unzubezweifelnd sowohl ihrem eigensten Wesen als der reichsten Erfahrung gemäß zusteht, blind verkennen, schnöde ungenutzt lassen und sträflich verachten zu wollen. Unvernunft wäre es theils, das Physische, eben weil es durch das Moralische zu zügeln und zu läutern, zu verfeinern und zu erhöhen, vor allen Gefahren des Unzulässigen Niedrigen und Unwürdigen zu sichern, von jedem Vorwurfe oder Verdachte eines Uebelstandes Auswuchses und Unsittsamen zu befreien ist: unvernünftig wäre und bliebe der dünkelvolle Wahn, eine solche Sinnlichkeit durch eitle Wünsche erreichen, mit zwei-

deutiger lahmer unedler Kraft gewältigen, in dumpfer Trägheit, roher Einseitigkeit und elender Verweichlichung geniessen zu können.

Je kräftiger und würdevoller demnach der Mensch in sich besteht und gegründet ist — möge dieses abermals von Andern erkannt werden oder nicht — desto freier muß er von dem lästigen Necken, von den scharfen Stacheln und unzubefriedigenden Anforderungen der gemeinen rohen Sinnlichkeit seyn auch bleiben: desto schuldloser und sittsamer, desto reiner und lauterer wird sich das geordnete zarte Sinnliche, in geistiger und sittlicher Ausbildung ihm anschmiegen, die arbeitende Stirn kühlen und erheitern, das fühlende Herz beleben und erhöhen, seiner und jeder Menschen-Vernunft harmonisch entsprechen; und ihn durch dies Gesammte stets ruhiger, zufriedener, glückseliger, im Emporstreben zum immer Schönern und Erhabenern darstellen.

Alle Zungen nennen nun einen solchen Sterblichen den Bessern, den Edlern seines Geschlechts. Jedermann erwartet, ist gewohnt von ihm gesellige Verzichtungen, freundschaft-

liche Opfer, menschenliebige Entäusserungen, glänzende heroische Selbstsiege, in denen er geliebt geschätzt bewundert wird. — Was könnte doch aus dem Munde und Gemüthe der gebildeten Menschheit entscheidender und rühmlicher der Verkündigung zusagen: daß Resignation in menschlicher Würde kulminire?

Innig schliest sich an diese Gedankenreihe, wenn man ihr ein wenig nachgeht, folgende Behauptung.

V

Jedes Schwierige der Resignation kann ein Leichtes werden.

Es muß das werden, wofern man sich nur dazu geordnet einfindet. Auf alle Fälle soll es das. Auch wird die behende Leichtigkeit — wofür der mit so etwas überhaupt vertrautere Gallier sein gefälliges Wort Aisance hat — das Ungezwungene und Freie in der Resignation stets ein sinnlich Angenehmes, ästhetisch Schönes und sittlich Gutes lebendig darstellen.

Verbindet man nemlich den erfahrungsgemässen Charakter des Verzichtens überhaupt mit gewissen täglichen Vorkommenheiten desselben; dann erhellt klar, daß vieles von dem grössern Haufen im gemeinen Leben für sehr wichtig Gehaltene aufhören müsse, so zu erscheinen, wie bald die Sache von diesem oder jenen Einzelnen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet wird. — Des Menschen eigene und freie Sache, wie die Resignation an und für sich ist, kann Jedermann nach Willkühr nehmen. Darum wird es auf die Beantwortung der Frage ankommen: wobei man am sichersten und besten gehe? Auf welchem Standpunkte sich die meiste Moralität vorfinde?

Ein Wohlgefallen, dem weitesten Wortsinne nach, kann will und muß der Mensch an sehr Vielem haben, was in seine Kreise kömmt. Ueberhaupt genommen soll er das sogar an allen Menschmöglichen, in so fern dadurch ein gewisses Lebensgefühl bewirkt wird, wozu er dem Allgemeinsten nach, in That und Wahrheit berufen ist, eben weil er lebt und ihm das Leben gegeben ward. Dadurch

wird der Gehalt, die Fülle seines Daseyns gemehrt und ergänzt, wie durch das Gegentheil jedes menschliche Leben verkümmert und entstellt werden muß. — Nur dahin hat man zu sehen, weil die unzählbaren Gegenstände eines solchen Wohlgefallens theils ihrer Natur nach äusserst verschieden, theils in Bezug auf den Menschen von ungleichstem Werthe sind, daß sie mit der menschlichen LebensBestimmung in solche Verhältnisse kommen, wobei man gut bestehen und trefflich gedeihen kann.

Uebereinstimmend mit sich, mit seinen Anlagen und Kräften harmonisch, vermag der Mensch das Wohlgefällige einzig dadurch zu machen, daß er ein Merkmal aufsucht, eine Regel erfindet, woran ein solches Zusammenstimmen sicher zu erkennen, und gleichsam anzuknüpfen steht. — Sein sinnliches Gefühl, nebst dem hinzukommenden Gedächtnisse oder der Erinnerungskraft gewähren ihm das nicht, weil sie zu mannichfaltig und veränderlich, zu unstät und zu unverlässig sind. Die Einbildungskraft in ihrer Luftigkeit, der Verstand in seiner Beschränktheit leisten das

eben so wenig, als das Begehrungs-Vermögen, wie lange dieses von der jedesmaligen Sinnlichkeit, Phantasie und Erkenntniß abhängt. Er muß daher auf das noch einzig Uebrige in sich merken, was für den Menschen stets fest bestimmt, unwandelbar, dabei für Jeden zugänglich und verbindend, beständig seine Norm, Gesetz und Vorschrift für ihn ist. Nach solchen Erfordernissen stellt sich ihm dar die Vernunft.

Daß und warum es nicht schwer falle, eine solche Richtung bei sich zu erhalten, suchte auch der Verfasser bereits in einem Aufsatze über die Erfordernisse zu Theorien (Frankf. 1795. S. 42 f.) und in den Unterredungen über Freundschaft S. 84 darzuthun.

Einfach ertheilt sie das gesuchte Kennzeichen in dem Satze: „angemessen der menschlichen Natur ist alles Wohlgefallen, was Jedermann dafür anerkennen und gelten lassen soll." — Nun muß aber die Tauglichkeit zu vernünftigen Zwecken überall gefallen, und weil dies Kultur heisst, in der Erwerbung und Aeusserung derselben die verlangte Regel liegen.

Man mag nun die verschiedenen Gegenstände berücksichtigen, oder die unterscheidbaren Beschaffenheiten des Menschen, woran sich Kultur beweisen kann, so äussert sich das Gebildete hauptsächlich auf eine dreifache Weise: in Unschuld oder Reinheit bei dem eigentlichen Sinnlichen, im Geschmack für das Schöne, in der Würde beim Erhabenen, und allem damit Verwandten: — was dann wiederum eben so viele Merkmale für die menschliche Ausbildung im Einzelnen und Ganzen, der Theorie wie der Praxis nach abgibt.

Vermittelst des erstgenannten empfohlnen KulturZweigs wird der Einwurf oder vielmehr Wahn gehoben, als ob der Mensch durch irgend eine moralische Lehre, sonach auch bei der Resignation, aufhören müsse sinnlich zu fühlen, geschweige zu geniessen. Denn gesetzt, er könnte und möchte, so darf und soll er das doch nicht: und zwar gerade desto weniger, je strenger d. h. je konsequenter und vernünftiger die Sittenlehre ist. Blos schuldlos, mündig soll er seine Sinnlichkeit, die gröbste mit der feinsten machen. Dann hat kein menschliches

noch göttliches Gesetz das Mindeste dagegen; kann es auch nicht haben, weil das Physische am Menschen eben so natürlich, wesentlich und unabtrennlich von ihm ist, als sein Geistiges. Beifällig, wohlgefällig stets, schön und erhaben oft, wird das Sinnliche durch seine Unschuld, durch sein Reines und Feierliches. — Man denke doch nur an das Lächeln, an die Fröhlichkeit, an die Spiele der Kinder, wenn gleich dies Alles noch so sehr ins Kleine und Tändelnde, nur nicht aus dem Unschuldigen fällt: an das sinnlichste Liebkosen des Säuglings von einer zärtlichen Mutter, wofern es nicht geziert noch äffisch ist: an das Physische bei Freudentafeln, Brautstätten, Thronen, Sarkophagen, und an so viel Anders im gewöhnlichen und höhern Leben mehr!

Wie nun aber durch diese Frucht der Kultur, durch erstrebte Unschuld, auch die Resignation gleich jedem Tugendsamen erleichtert werde, zeigt sich bald auf mancherlei Weise. — Zuerst wird dabei das Feld der Sinnlichkeit, was jedem Menschen eigenthümlich oder zuständig ist, überhaupt geöffnet, befreiet

und erweitert. So viele Bedenklichkeiten dagegen werden gehoben, zerfallen in nichts, womit Unverstand, Engherzigkeit, Unlauterkeit, Aberglaube und das ganze übrige Gefolge menschlicher Irrungen und Leidenschaften den Zugang zum Physischen versperrt, den Eintritt in das SinnenGebiet erschwert, verpönt haben. — Im Gefühl und Ueberzeugung von seiner Unschuld, die auch der mächtige Sprachgebrauch oft „reizend, edel, rein, fromm, heilig, selig" nennt, achtet man des lieblosen Urtheils nicht, was die Einseitigkeit und Verblendung dagegen in geiferndem Tadel, in Hohn und Verdammung ausstösst. Mit Beifall der Vernunft geniesst man der sinnlichen Freuden in Unschuld so viele, bisher unbekannte und ungeahndete, daß der unermessliche Reichthum der Natur, die liebevolle Güte ihres Urhebers, stets von neuen wichtigen Seiten sich zeigt. — Dadurch wird demnach der Bezirk des Sinnlichen in sich gemehrt, erfüllt und für den Menschen der Genuß daraus vervielfacht, verfeinert, veredelt. Begreiflich kann ja die frohe Unschuld nicht, so wenig wie ihr Ab-

bild die muntere Jugend, auf einem Punkte haften. Alles trifft, erspäht vielmehr ihr Blick. Auch muß sie natürlichst in ihrer Zart- und Reinheit das Sanfte dem Rauhen, das Helle dem Trüben, das Züchtige dem Unsittsamen vorziehen, Jenes allein erkiesen: und besteht nicht eben darin das Wesen, der Werth der edeln Feinheit? — Gerade aber dieses führt endlich ungezwungen hin zur Sichtung und Läuterung des Sinnlichen. Hiervon ist wiederum die vielfache nothwendige Folge eine sorgfältige Auswahl und Prüfung des Bessern; das Beseitigen eines bestimmten, wohl gar ansehnlichen, Theils der Sinnlichkeits-Produkte; die Geringschätzung des Ausgeworfenen; das Vergessen desselben u. s. f. in dem Gemüthe jedes Menschen, der sich liberal und frei mit dem weiten Umfange des Physischen an ihm bekannt gemacht, umhersichtsvoll in Herzens-Reinheit das Vorzügliche mit dem Kernhaften dieses Gebiets auserkoren, und dadurch gelernt hat, das Gegenseitige zu verschmähen.

Dies bietet den — allerdings glimpflich zu

behandelnden — Schlüssel zur Auflösung des Problems dar: „in jeder Resignation ein Leichtes zu finden:" was übrigens sehr gewiß dem Blödsinnigen ein Räthsel, dem Verblendeten ein Geheimniß, dem Unwürdigen Aergerniß und Thorheit bleiben wird, auch muß. Der reine Wahrheitssinn hingegen sieht deutlich ein, daß auf jene Weise die Sache von zwei, d. h. hier, von allen Seiten gewinne, weil in Fällen des Gebens und Nehmens kein Drittes möglich ist. Gegeben aber wird der verzichtleistenden Person eine Menge des unschuldigst Angenehmen, der Kern von ausgesuchten sichern vollen Genüssen für ihr Physisches. Genommen, entzogen wird ihr nichts, als ein Gemisch von zweideutigen Empfindungen, das nur in dem Gehäufe mit mehr Anderm, in dem betäubenden Gewirre der vielfachen Umgebenheit, in der unerschöpflichen Fülle der physischen Natur von dem Menschen nicht gehörig unterschieden, als von Belang für ihn betrachtet, und eben deswegen theils im Dunkeln gesehen, theils irrig beurtheilt wird: in der Meinung,

er verliere durch solche Entbehrungen, da er im Grunde doch ansehnlich dabei gewinnt.

Vermag die erste, nächste und nach gewisser Rücksicht blos beginnende, Wirkung der Kultur in dem holden Unschuldigen, womit sie das Sinnliche am Menschen begabt, allein schon so viel: dann muß noch weit mehr zu erwirken stehen, wenn sich mit der Ausbildung für das Irdische, zugleich das Geistigere des ächt Geschmackvollen und das Erhabene der Würde zur menschlichen Individualität verbindet.

Die Schilderung dieser glänzenden Situation, einer solchen ausgezeichneten Vortrefflichkeit (wenn sie auch der ungeübten Feder gelänge) braucht für die gegenwärtige Absicht nicht unternommen zu werden. Denn die Stimmen über das Vorzügliche eines ausgebildeten Geschmacks und über das Vollbürtige hoher Moralität sind entschiedener und gleichlautender, als über die Anerkennung der freien zarten und lautern Unschuld, bei der Nachgiebigkeit für den Reiz und Genuß der Sinnlichkeit. Hier hat nemlich die rohe und

heftige Begehrlichkeit, die zügellose Ausartung, die öftere Wahrnehmung der zerrüttenden und grausen Folgen der SinnlichkeitsWuth, die nahe grosse Gefahr des frevelnden Beispiels und leichtsinniger Nachahmungssucht, und ... was man nie vergessen sollte ... der arge Schalk im eigenen Busen, bald schüchtern und zaghaft gemacht, bald gereizt und empört; oder zu ernster Warnung und Strenge, zum Rächen und Strafen, aufgefordert. So daß auf diese und ähnliche Weise alles und jedes Sinnliche in sehr übeln Ruf gekommen ist, was nach Sinn und Wort und That getödtet werden müsse.

Auch sind die Fälle, wo der Mensch ganz auf allen Geschmack zu verzichten hätte, nicht denkbar, und Lagen wo er seine Würde verleugnen sollte vollends ein Unding. Wenn mithin nur der scheinbare oder wirkliche Verlust an dem Sinnlichen als eine Kleinigkeit nachzuweisen ist, für welche ein reicher Ersatz in nächster Bereitschaft steht; dann behalten gewiß alle Werke des Geschmacks, dessen Fülle und Reinheit sich in den Meisterwerken der

Kunst vorzüglich spiegeln, und alle Thaten der heroischen Tugend, worin so manche stille Zähre des geheimsten Menschenlebens glänzt, ihren freien und unentweihten Spielraum, in wie fern bei ihnen die Krone des Sieges über sich selbst errungen wird. Der Ausdruck des gesammten Menschengefühls beim Offenbarwerden solcher Heiligthümer bleibt reine Bewunderung.

Dennoch darf man hierbei nicht stehen bleiben, weil die Höhe, wozu dergleichen Betrachtungen führen, ausser dem gewöhnlichen Lebenskreise liegt. Ein Umstand der unmerklich den ganzen Gegenstand verrücken, ihn sogar auf mancherlei Weise verleiden kann, und der überhaupt für das tägliche Leben, wo stets geschafft und gewirkt werden soll, nur als zuweiliger Hebel, wann die Hand zu laß, der Druck zu stark wird, zu gebrauchen ist. Darum erscheint es wohlgethan, wiederum bei sich auf das Gefühl zu merken, was uns belebt, wenn wir nicht so sehr den Eindruck erwägen, den einzelne glänzende Parthien aus fremder Ferne, als vielmehr das Gesammte ei-

nes Gegenstandes in bekannter traulicher Nähe, bei uns hervorbringt. — Befolgt man dies, dann ergibt sich bald das Einleuchtende der Angabe:

VI

Wahre Resignation ist rein naturgemäß.

Fragt man Jemand ganz populär: „wie er es doch angefangen habe, eine Sache die jeder Andere mit ihm selbst für schwer hielt, sich leicht zu machen?" so wird er antworten: „das ging ganz natürlich zu!" — Um das für jeden Akt der Resignation passend zu finden, erwäge man Folgendes.

Ihr Charakter: „einem für wichtig Gehaltenen nach Vernunft zu entsagen:" muß verschwinden, so bald die Bedingung des Wichtigen vor der Vernunft aufhört. Nun bezieht sich aber dies Wichtige allemal auf ein sinnlich Angenehmes, dessen Verhältniß zu einem Individuo in jedem einzelnen Falle der Verzichtung durch das Urtheil des gesunden

MenschenVerstandes ausgemittelt, und wobei von der allgemeinen menschlichen Vernunft die Weisung überkommen ist, ein solches Angenehmes aufzugeben, weil es diesmal bald der Mühe nicht lohne, bald verdächtig und gefährlich erscheine, ꝛc. wie unschuldig wichtig und nothwendig es auch an sich oder unter andern Umständen, selbst für das nemliche Individuum, seyn und bleiben könne.

Die Befolgung eines so vernünftigen Raths wird einem wohlgeordneten Gemüthe nicht schwer fallen, weil es dazu einen dreifachen Grund in sich auffindet, deren jeder ächt menschlich, d.h. rein natürlich ist. — Der Sinnlichkeit, und darin der Begehrung, spricht sanft und innig die Erfahrung zu, wonach der Mensch so oft inne ward, mithin sich stets wieder anschaulich machen, vergegenwärtigen, erinnern kann: wie viel Angenehmes und Genußvolles für ihn mit der Zeit unbedeutend, gleichgültig, widrig, oft nachtheilig und schädlich ausfiel; obschon er vorher sehr lüstern darnach war, und es in süssem Taumel unbesorgt genoß. Stellt ihm auch sein Gedächtniß,

wie es das sicherlich wird, nicht selten mit den hohen Farben der Imagination verschönert, dabei Mehrers auf, was ihm bis zur Stunde noch lieb und werth, dabei ganz unverdächtig, vielleicht ungemein wohlthätig ist; so darf er doch nicht bergen, daß er sich dazu weder beständig aufgelegt fühle, noch daß er dessen stets habhaft werden könne, mithin daß es für ihn überhaupt ein Schwankendes und Unsicheres ausmache. — Dies zusammengenommen muß dann seine Sinnlichkeit mässigen, wenigstens kann es sie nicht empören. Dadurch ist schon Manches gewonnen.

Unmittelbar gesellt sich dieser Sinnen-Wägung hinzu, oder vielmehr in eine solche Gedächtniß-Bilanz verflechtet sich des Menschen DenkVermögen, wonach er das Sinnliche als einen Gegenstand für ihn erkennt, es unter Begriffe bringt, darüber urtheilt, und es dadurch in Verhältnisse setzt, woraus abzunehmen ist, in welcher allgemeinen Verbindung mit dem Menschen, unter welcher Natur-Regel überhaupt, ein Sinnliches zu der Menschheit stehe. — Ergibt es sich, daß da-

bei gar keine Vorschrift, keine Vereinigung statt finde, so wird das Sinnliche theils undenkbar, theils unnatürlich, und als unverständig, als leer nichtig ungereimt, von aller weitern Ueberlegung ein für allemal ausgeschlossen. Sonst aber wird es für vereinbar, verträglich mit der menschlichen Natur, ihr zukommend oder gebührend, angesehen. — Durch seinen eigenen Verstand hat man also schon mehr gewonnen. Man weis, was uns überhaupt sinnlich angemessen und natürlich sei oder nicht, und hat gewisse Merkmale, wonach man das beurtheilen kann. Das leitet, beruhiget die Sinnlichkeit, wenn für, nicht gegen sie, vermittelst des (Nach-) Denkens entschieden ist, von mancher Seite mehr, befriediget sie gewissermassen schon, als ein an sich Unschuldiges. Wenn aber nicht noch ein Drittes hinzukömmt, was der Sache für jeden einzelnen Fall den vollen Ausschlag gibt, dann geräth man doch noch mit seiner Sinnlichkeit recht eigentlich in Gedränge und Noth, mag man mit seinen Gefühlen, Erfahrungen und Urthei-

len, mit seiner Empfindungs=, Gedächtniß= und ErkenntnißKraft so lange zu Rathe gehen, wie es sei.

Nemlich dem Aesthetischen und Intellektuellen nach ist zwar der Mensch bis dahin über ein bestimmtes Sinnliches mit sich völlig, wenigstens hinreichend Eins geworden, zum Theil auch wohl schon dem Moralischen nach: das Letzte jedoch nicht zulänglich. Er weiß noch immer nicht ganz gewiß, und bei jeder Resignation entsteht erst darüber Frage: ob er wohl oder übel, besser oder nicht daran thue, sei es für ihn oder Andere, wenn er gerade jetzt einem vorliegenden Sinnlichen nachgeht? Sein BegehrungsVermögen, der Wille wird unstät, unschlüssig wo das Beste sei; und das bringt ihn um seine volle Freiheit, um seine freie Willkühr. — Der Hang, die Neigung zum Vollbringen ist da, die Möglichkeit ebenfalls, sowohl der Natur=Erfahrung als der verständigen Einsicht nach, daß es gerathen könne, thunlich angenehm unschädlich wohlthätig 2c. sei: allein an der Ueberzeugung von der Wirklichkeit gebrichts, daß

sich dies in der That so verhalten, auch zuverlässig so bleiben werde. Und ausweise anderweitiger Erfahrungen schlugen dergleichen Hoffnungen und Erwartungen mehrmals wirklich fehl. Dabei liegt etwas in jeder Auffoderung zur Resignation, was darauf hindeutet, daß es diesmal besser rühmlicher edler sei, irgend ein Sinnliches zu beseitigen: dem man wiederum nicht füglich ausweichen kann noch mag. Obendrein kömmt, eben durch dieses versagende Etwas, ein oft schweres Gewicht hinzu, daß eine solche Unterlassung ungemüthlich, ganz gegen die (sinnliche) Neigung, und wahrhaft lästig ist. — Was rettet, was befreiet den Menschen aus einer solchen ungewissen, schmerzlichen, oft höchst drückenden Lage? Was bestimmt und fixirt endlich seinen Willen fest und reulos, frei und würdig?

Unter solchen Umständen tritt ein drittes Vermögen im Menschen hinzu, was für alle einzelnen Fälle, folglich auch fürs Ganze und Gesammte, sicher entscheidet. — Es ordnet die mannichfaltigen Begriffe und Erkenntnisse, welche der Verstand aus dem Gebiete der

Sinnlichkeit gebildet und erworben hat; bringt sie auf feste Grundsätze, zur möglichsten Einheit; und macht sie praktisch oder ausführbar zu eigenem (empirischen) Gebrauche. Es heisst (praktische) Vernunft. — Wenn nemlich oder nachdem der Verstand ausgemittelt hat, was für den Menschen in der Sinnlichkeit Wahres oder Natürliches liege, was er darin überhaupt wollen könne, und durch die Urtheilskraft bestimmt ist, worauf es dabei ankomme; so deutet die Vernunft an, was daraus jedesmal für ihn gut sei, was dabei herauskomme (wie Kant einmal diesen Redegebrauch würdiget, in der Anthropologie S. 165.) was der Mensch zuverlässig und für immer wollen dürfe oder solle.

Die Bekanntschaft mit sich selbst, d. h. mit der Einrichtung der menschlichen Natur, leistet zwar Gewähr für das Reelle in dieser Darstellung; doch möchte ein erläuterndes Beispiel die Sache noch anschaulicher für Manchen machen. — Man nehme also den Fall, wo eine ehrwürdige Person, die durch unverschuldete widrige Lebensereignisse, bei herannahen-

dem Alter und kränklicher Reizbarkeit des zarten Körpers, sich auf den täglichen genauen, fast ausschliesslichen Umgang mit jemand Anderm beschränkt hat, der sie wahrhaft liebt und ehrt, ihr auch Vieles verdankt, was seiner allseitigen Kultur förderlich ward. Ohne einander den bürgerlichen Bedürfnissen, der Wohlthätigkeit, oder dem sogenannten „Zeitlichen" nach, zu bedürfen: Jeder von ihnen vielmehr in genüglichen und gesicherten Verhältnissen des äussern Lebens bestehend: sind sie Eins geworden, die meiste Zeit gemeinschaftlich zusammen zuzubringen. — Jene Person hat indessen tausend kleine Besonderheiten, in der Wahl ihrer Nahrungsmittel, Beschäftigungen, Vergnügungen, kurz in ihrer ganzen Lebensweise und Einrichtung, die an sich nicht unbedeutend, oft von wirklichem Belange, für viele Menschen aber ungewohnt, auffallend, lästig sind: obschon sie der Vorwurf des eigentlich Seltsamen oder Wunderlichen, geschweige des Widrigen Verkehrten und Unedeln nie mit Fug treffen kann. Dennoch fügt sich jener Andere so vollkommen, so leicht

und froh darin, daß die Nachbaren und Bekannten der Beiden einhellig gestehen müssen: es sei ein seltnes, zufriedenes und glückliches, recht musterhaftes MenschenPaar! Der Eine verzichte um des Andern willen auf sein Liebstes und Bestes, auf Alles wenn es seyn müsse: ohne das es ihm schwer falle, vielmehr nur eine Kleinigkeit für ihn abgebe: wobei er stets gefällig ohne Schwäche, heiter ohne Ziererei, sogar noch unermüdet thätig und nützlich für andre Menschen oder Lebenszwecke erscheine. — Wie mag das zugehen?

Unstreitig hat der Verzichtende, zumal in den frühern Zeiten, die Macht seiner Sinnlichkeit stark gefühlt, und fühlt sie zuweilen noch: besonders wenn ihm bei seiner ehemaligen Lebensart vieles behaglich, dabei erlaubt und durch lange Gewohnheit fast unentbehrlich geworden war; was er jetzt, wenigstens grösstentheils, entbehren muß oder doch nur auf andere Weise sparsam geniessen kann. Der Zauber seiner Imagination erhöhet, in der Rückerinnerung an das Genußvolle, oft den Reiz der Vergangenheit

merklich. Dabei zeigt ihm der Verstand klar, daß jenes Sinnliche, ausser den erwähnten gefälligen Beschaffenheiten, für den Menschen überhaupt natürlich, wohlthätig, nach Umständen sogar nothwendig sei. — Dennoch spricht in der Vernunft eine innere unwiderstehliche Stimme für das Gegentheil, für das Nichtachten und Vergessen des Bisherigen. Sie gibt zu, daß das Genossene und noch zu Geniessende an sich nicht zu verachten, daß es ein Unschuldiges Liebliches Erquickendes, in so fern also auch ein wahrhaft menschliches Gut sei und bleibe. Aber sie hält zugleich ein darüber hinausliegendes Anders theils für unbedenklicher und sicherer, theils für noch besser und würdiger überhaupt, und insbesondere für löblicher und edler, bei der Lage und den Bedürfnissen dieses bestimmten einzelnen Menschen: der wenn er einer solchen Stimme, diesem Rathe folgt, allgemach anfängt, sich selbst mehr zu gefallen, sich froher freier erhöhter zu fühlen, sich kräftiger in sich, menschenfreundlicher, auch wohl grosmüthiger gegen Andere darin zu erkennen, daß er

es (über sich) vermochte, ein von ihm und Jedem für reizend und zuträglich Gehaltenes darum zu beseitigen, weil er es einer geschätzten Person willig aufopfern kann. — Nun wird ihm alles leichter, zuletzt zur Gewohnheit und andern Natur. Er gelangt zu einer behenden Fertigkeit, findet stets grössere Vortheile im Entsagen: er ehrt, sucht und segnet die Veranlassungen, welche ihn dazu auffordern, und findet sich dabei glücklich, auch einer solchen Glückseligkeit werth, die selbst erworben, dauerhaft, vermehrbar, stets ungetrübt und unveralternd ist.

Doch vielleicht liest man lieber aus anderer Feder etwas hierüber. — „Der wahrhaft „edle Mann macht keine Aufopferung, wenn „er sich von den sinnlichen Gütern des Lebens „manches entzieht, um seinen Nebenmenschen „zu helfen; denn alle Neigungen in ihm haben „einen höhern Charakter angenommen. So „lange noch Kampf ist, befindet sich der „Mensch auf den niedern Stufen seiner mo„ralischen Ausbildung; alles Widerstreben ist

„verschwunden am Ziele, alle Empfindungen „haben sich veredelt, das Sittliche selbst ist „zum unauslöschlichen Gefühle geworden." (Lebenskunst in Beiträgen von Fried. Köppen. Hamburg 1801. S. 363 f.)

Weit gefehlt also, daß das Vernünftige ein zu hoch einher Fahrendes und Schwärmerisches, ein Unbilliges Hartes und Uebermenschliches je sei noch werde, schmiegt es sich vielmehr sanft und wonnig, zugleich aber nach weisem Ernst und milder Festigkeit, allem und jedem ächt Menschlichen bis in das kleinste Detail, theilnehmendst an. Die unentstellte Vernunft im Menschen hat, in ihrem hohen Einfachen und Unverfälschten, sicherlich nichts Unbiegsames, kein Widriges noch Abschreckendes, kein Freudenleeres oder Empörendes an sich. Nur der Schein trügt darauf, der nach dem Maasse der Gewöhnung an das blos Sinnliche, der Verblendung davon, der Verweichlichung dadurch, und der darin unvermeidlichen Versinkung des Menschen, sogar bei einem anderseitig trefflich ausgebildeten Verstande und gefühlvollen Herzen, allerdings

ungemein täuschend, einwurzelnd und zerrüttend werden kann: wie die Erfahrung, nicht nur an Andern sondern einem jeden Beobachter seiner selbst, überzeugend lehrt.

Bezeichnet nun dem zufolge den Charakter des Vernünftigen alles, was für den Menschen nur irgend wahrhaft erspriesslich und heilsam, zuverlässig und dauerhaft, überhaupt entschieden gut, dem Kleinsten wie dem Grössten nach, ist und bleibt: dann lebt der Mensch in Vernünftigkeit ausgemacht der Natur gemäß, d. h. er strebt die Vollkommenheit seiner Natur zu erreichen, und sich darin zu erhalten. Mithin löst sich auch die Resignation zuletzt völlig in reine Natürlichkeit auf, weil ihr Wesen in der Verzichtung auf den geringern Besitz um eines höhern Gutes willen besteht. Man gelangt allgemach und fortschreitend dazu, indem man sich immer mehr mit dem Umfange seiner möglichen Haabe empirisch bekannt macht, sowohl dem Sinnlichen als Geistigen nach; den Gehalt dieses uns eigenthümlichen reichen Besitzstandes verständig prüft; und aus dieser Fülle

das stets Bessere vernünftig wählt, darnach verfährt und es geniesst. — Denn „der „Mensch ist zwar zunächst, und vorzüglich „zum Thun, aber durch dieses Thun auch „zum Geniessen bestimmt. Auf Beides weisen „seine Anlagen hin: Beides ist in den Be„griff der vollendeten Menschheit niederge„legt.“ (Geist der reinen Sittlichkeit. Dargestellt von Fried. Ehrenberg. Lemgo 1802. S. 294.)

Um aber das rein und ungefärbt Natürliche, was jede geistige oder sittliche Verpflichtung an der Stirne trägt, seiner Ueberzeugung noch näher zu bringen, beherzige man den Satz:

VII

Aechte Resignation ist für den Menschen wahre Wohlthat.

Lässt sich das an den schwersten und höchsten Verzichtleistungen darthun, dann wird es von den leichtern nicht weniger, und sonach von dem Ganzen überhaupt gelten. — Was

aber „ans Leben greift," das ist gewiß Jedem wichtig: und was noch bei grosser Gefahr, ja selbst beim wirklichen Verluste des Lebens, seinen Werth behält, das muß von dem bedeutendsten Gehalte seyn. Darum untersuche man folgende Erfahrungs-Fälle.

Den ersten führe ein sehr beliebter Schriftsteller unsrer Tage auf. „Das heitere Gesicht „der Frau trübte sich indessen durch den Ge„danken an den Tod des Mannes, und sie „flüsterte still traurend ihrer Freundin zu: „Gott lasse mich nur nicht früher sterben, als „den Vater! Wer wollte ihn pflegen? Wer „würde ihm alle kleinen Sorgen des Haus„halts verschweigen? — Edelmüthig wollte „die Frau den stärksten Schmerz, den über „seinen Tod, ertragen, damit er bis an sein „Ende glücklich leben könnte." Lafontaine in Eduard und Margarethe, oder Spiegel des menschlichen Lebens. Berlin 1803. Thl. 1. S. 88. — Kein Wort darüber, daß dieses eine gleich zarte als starke Verzichtung eigner Art sei, an deren Realität kein Mensch von ächter HerzensGüte und mit

gediegener Erfahrung in häuslichen Zirkeln zweifeln darf. Eben des Zarten wegen wird aber durch eine detaillirte Zergliederung des darin liegenden Mannichfaltigen der Leser nicht um den feinen geistigen Genuß zu bringen seyn, den die stille Erwägung solcher Situationen gewähren kann. Nur das einzige kraftvolle Moment werde herausgehoben, daß durch das Vertrautseyn mit Gesinnungen der Art, wie sie hier eine edle Männin in völlig unverdächtiger und liebenswürdiger Anspruchlosigkeit äussert, der schleichend giftigste Feind, den die Menschheit hat, der Eigennutz, die Selbstsucht siegreich bekämpft werde, und daß dieses eine der grössten, d. h. der verkanntesten Wohlthaten für den Sterblichen ausmache.

Einen zweiten Fall, der mehr zur offenen Kunde des gewöhnlichen Lebens gelangt, stellt für die Beobachtung und das Urtheil auf, der Verlust einer Person durch den Tod, die für Jemand die liebste und beste war, welche es für ihn nach den wichtigsten und geprüftesten Geselligkeits-Verhältnissen in der Welt gab,

auch seiner Gesammtlage nach, wie lange er lebt, einzig nur geben kann. — Eine Voraussetzung, die bei determinirten Gemüths-Charakteren in höhern Jahren entschieden statt findet.

Um hierbei nicht Gefahr zu laufen, von einer vielleicht unerreichbaren oder sonstigen widrigen Eigenthümlichkeit der Person, die sich in solcher Lage befindet, ungemüthlich afficirt zu werden, stelle man sich selbst an ihren Platz, und wähle danach einen beliebigen Standpunkt der Beobachtung. Er wird zunächst ein Gefühl des aufrichtigen Mitleids bewirken, was sich auflöst entweder in ein Bedauern, wenn man den Gegenstand desselben dem Schmerze unterliegen, die leidende Person verfallen sieht; vermischt mit einer gewissen Misbilligung darüber, die dem Grade des moralisch Werthlosen, was dabei bemerkt wird, angemessen ist: — oder die Theilnahme geht in Achtung und Bewunderung über, wofern der duldende Gegenstand einer solchen schweren Situation gewach-

sen bleibt, sich darüber erhebt, den (Selbst=) Sieg davon trägt.

Nur bei der letzten Supposition denkt man an die Resignation desjenigen, der einen so grossen unersetzlichen Verlust erlitten hat. Man fühlt und erkennt alsdann die Seelenstärke, welche dazu gehört, um bei dem, was Jedermann eins der härtesten Schicksale nennt, eine hohe Fassung Ruhe Würde zu behaupten: und lernt für Sache und Person das sanft und innig Wohlthätige dabei mit voller Ueberzeugung einsehen.

Die Reihe von Beispielen beschliesse ein allbekanntes gepriesenstes Muster der höchsten Aufopferung, unsern Tagen gegeben, wodurch ein deutscher Fürst, in der Blüthe seiner Jahre mit Verlust des Lebens, die unvergängliche Krone der reinsten Humanität erwarb. — Was Braunschweigs **Leopold** in den Fluthen der Oder unternahm, zeugt so gewiß von Seelengrösse, als Dessen edle That für die dadurch Geretteten und für Ihn Selbst erhaben wohlthätig war. Das Letzte, weil des Guelfen Heldensinn den Charakter der Re=

signation ganz umschuf, und dadurch die wichtigste Aufgabe für die Menschheit praktisch löste: die höchste Kunst als reinste Natur darzustellen, oder umgekehrt, die vollendetste Natur in die erhabenste Kunst zu verwandeln.

Unmöglich konnte nemlich der Verklärte in diesem Falle das Liebste und Beste was der Mensch als solcher hat, Sein Leben, im Vergleich mit Andrer Leben für wichtig halten. Dadurch hörte Seine glühende Menschenfreundlichkeit auf, Resignation für Ihn zu seyn. Sie ward in Seinem reinen TugendSinne, in heiligem PflichtGefühle, ein Allgemeines (Universelles) was das Gepräge jedes Besondern (Speciellen) auslöscht: ein Etwas, welches die Beweggründe und Aeusserungen aller einzelnen Tugenden, die Gesinnungen und Thaten für ein partikuläres Tugendhaftes, vermittelst des innern Sinnes und Verstandes-Begriffs unter die Vernunft-Idee einer Tugend- oder Pflichtgemässen Gesammtheit (Totalität) einer einfachen höchsten

Einheit und Einzigkeit bringt. — Dadurch fallen nun bei dem speciellen Tugendgemässen viele Beschaffenheiten überberhaupt weg, welche es zu diesem bestimmten Tugendsamen machen, und insbesondere verschwinden dann alle Bestimmungen, die es in Bezug auf etwas ausser sich, mithin auf eine andere Sache oder Person, folglich auch auf den Menschen hat: wie natürlich übrigens, in so fern wesentlich damit verbunden, dergleichen Beschaffenheiten desselben an sich sind. Z. B. wie bald der Fall der Aufopferung des Lebens bei Jemand, als eine bestimmte Art der Selbstverleugnung, gebracht wird unter den Begriff, unter das Gefühl und die Ueberzeugung, von einer nothwendigen Tugendpflicht; so bald weichen alle Betrachtungen, Bedenklichkeiten u. dgl. über die Verhältnisse zurück, in denen dieses Opfer mit einem Individuo steht. Alles Fragen und Forschen fällt weg über den Gewinn oder Nachtheil, der daraus für den Be-

theiligten erwachsen kann. Die Resignation wird ohne dieses Alles angesehen als ein Einziges und Allgemeines, was unrücksichtlich auf irgend ein Subjekt absolut, unbedingt, moralisch = nothwendig geschehen soll; auch in der entfesselten reizenden Vernunft = Freiheit, wenn der Mensch nur will, leicht und stets geschehen kann.

Eine solche Veränderung der Natur, des Wesens einer PartikularPflicht in ein pflichtmässiges Universelles, ist aber eine Hervorbringung durch Freiheit, d. h. durch eine Willkühr, die ihren Handlungen Vernunft unterlegt, mithin eine Kunst: eine desto höhere Kunst, je reiner und voller jene Natur ist. — In diesem heiligen Enthusiasmus der edelsten Kunst verleugnet nun und vergisst der Mensch, was sonst das Natürlichste und Wichtigste für ihn ausmacht. Darum erscheint ihm dann, gerade in den seligsten Momenten des Wirkens, in den geweihetsten Zeiträumen des Han-

delns für die Sache der Resignation, ein bestimmtes Verzichtleisten nicht als solches, nicht als ein Opfer, eine Dahingebung seiner selbst, oder dgl. sondern blos als ein freier, in so fern kunstvoller, und doch zugleich wiederum höchst natürlicher Akt seiner angestammten Menschenkraft, seines unerschöpflichen Muths, der ausgebildeten sittlichen Würde, die er in seiner völligen Gewalt hat, wie oft er davon Gebrauch machen will. — Dabei verkennt er keinesweges blindlings die Gefahr, der er sich in solchen Lagen aussetzt. (Sonst wäre es armselige Verblendung, dummdreister Ungestüm, elende Tollkühnheit rc.) Vielmehr fühlt und weiß er, je feiner organisirt und höher kultivirt er ist, sehr wohl was sein Physisches, seine Empfindung, sein Gemüth rc. dadurch leiden können: er wird das oft in hohem Grade und von vielen schmerzlichen Seiten lebhaft inne, zumal auf die Dauer und in der Nachzeit der Resignation. Allein er achtet das wenig, scheuet

es nicht, unterwirft sich dem wegen des hohen Zwecks, der ihm vorschwebt: er übernimt späterhin ähnliche oder noch stärkere Verzichtungen willig, muthvoll, oft gestärkter wie zuvor, u. s. w.

Anders nehmen indessen und beurtheilen die Sache der Zuschauer, der Beobachter solcher Vorfälle, so wie diejenigen, die vom moralischen Heroismus erzählen hören, oder darüber für sich nachdenken. — Sie thun dies freilich nach Maaßgabe ihrer individuellen Temperamente, Situationen und Grade der Kultur auf sehr verschiedene Weise; dennoch kommen die gemeinen Menschen mit den Bessern, und in so fern Alle darin überein: daß sie die Elemente, aus denen Thatsachen der Art bestehen, die Gewichte welche auf den beiden Seiten des leidenden und thätigen Menschen liegen, die Forderungen und Ansprüche welche hier die (physische) Natur, dort die (sittliche) Kunst an den Menschen machen; daß sie dieses G a n z e d u r c h d a s E i n z e l n e betrachten. — Sie wä-

gen nemlich jene Momente, so zu sagen, Stück vor Stück sich zu, oder eins nach dem andern bedächtlich ab. Sie messen den vereinzelten mannichfaltigen Betrag, der dabei in Anschlag kömmt, nach einem allgemeinen, in so fern natürlichen oder kunstlosen Maaßstabe, der jedes Einzelne in sich begreift oder aufnimt. Sie untersuchen z. B. was das Angenehme und Behagliche, der Genuß von Gesundheit und Ruhe, das Befreitseyn von Anstrengung, Mühe, Sorge und Gefahr an sich (für Jedermann) werth sei und gelte. — Wo hingegen der in der wirklichen That, oder in der Vorbereitung dazu, Befangene umgekehrt zu Werke geht; das Einzelne durch das Ganze erwägt, demgemäß sich fragt: wie sich jenes Alles (in der Gesammtheit) zu seinem vorliegenden Zwecke verhalte? und darüber nach einer besondern, künstlichen Norm oder Richtschnur entscheidet, die nur das Höchste im Ganzen befasst.

Der Eine schlägt den Gehalt des Sinn-

lichen und Geistigen im Menschen, jedes an und für sich, zugleich an: der Andere sieht über den Werth des Physischen mehr oder weniger ganz hinweg, und würdigt das Moralische vorzugsweise oder allein. Dadurch wird das Gewicht, der Maaßstab der urtheilenden und der handelnden Personen überhaupt ungleich. Z. B. jener menschenfreundliche Herzog, wie Er das Unglück, die Noth so vieler Menschen in dem wüthenden Strome sah, vergaß auf die edelste Weise das Süsse Seiner Gefahrlosigkeit, den Werth Seiner eigenen Sicherheit ganz, und selbst Sein Leben schien Ihm gering, wenn nur das von Andern dadurch zu retten war. — Der Leser hingegen findet das natürlichst und schuldigst weit anders. Ihm ist und soll seyn die Erhaltung, der Schutz, die Rettung eines erhabenen Leopolds schon an sich sehr viel, und sie wird ihm Alles werth, da er den Fürsten bestimmt in solcher hohen Menschenwürde erblickt. Der Leser muß in der nemlichen That den sel-

tensten Heroismus ehren und bewundern, wo Leopold nur die schlichteste Menschenpflicht zu erfüllen glaubte. Jener muß die höchste Selbstverleugnung preisen, wo für Diesen jeder Gedanke an Resignation in dem einfachsten natürlichsten MenschenGefühle verschwand. —

Aus den drei aufgestellten Beispielen geht deutlich hervor, was die Resignation, wenn sie geübt wird, für den Menschen überhaupt leiste. — Sie entfernt von einer Seite das nachtheiligste Hinderniß seiner Freiheit, d. h. der Selbstthätigkeit dadurch, daß sie den Egoismus von ihm abhält. Von anderer Seite nähert sie die brauchbarsten Werkzeuge zu vernünftigen Zwecken; sie verschaft ihm die volle Kraft zu freiem Wirken, in der Seelen-Grösse und Stärke, wozu sie ihn verhilft. Dadurch ordnen sich seine mannichfaltigen Vermögsamkeiten in ein richtiges und glückliches Verhältniß. Sein Gemüth überkömmt darin eine Richtung oder Form, die wegen des Lautern und Ergiebigen ihres Grundes rein und so beschaften seyn muß, daß sich darin

alle VernunftZwecke vereinigen lassen. Sie heisst Seelen Güte: ein Vernunftbegriff von der absoluten Vollendung dessen, was die Seele, durch ihre eigene Selbstthätigkeit, aus sich selbst machen soll und kann (nach Mellin's encyklop. Wörterbuch. Bd. 5. S. 264) die daher (es sind Worte Kant's in der Anthropologie. S. 188) wo sie angetroffen wird, gleich dem Eros der Fabelwelt (dem Mythos von der „Gottheit der Liebe") — urschöpferisch, aber auch überirdisch ist.

Um diese Seelengüte versammelt sich nun, als um einen Mittelpunkt, jede schöne Seele: ein Ausdruck (wiederum nach Kant a. a. O.) mit dem man alles sagt, was sich sagen lässt, sie zum Zweck der innigsten Vereinigung mit ihr zu machen. — Und so resultirt aus der Betrachtung der moralischen Resignation hier abermals das himmelhohe Kalokagathon des edeln Griechen. Das Schöne mit dem Guten verpaart sich in der höchsten Selbstüberwindung zur heiligen und seligen Vollendung des Menschen!

Damit jedoch, wie beim Schattiren des Vorzüglichen im Privatisiren (oben S. 101.) die starke Farbengebung des Wohlthätigen in der Resignation, wofern sie gelang, Niemand verscheuche, am wenigsten aber, was in der Natur stets als das Zarteste und Bescheidenste erfunden wird, eine einzige schöne Seele abschrecke, wenn es auf die Erreichbarkeit einer solchen Veredlung ankömmt; so dürfte noch eine anders gestaltete Einführung der Sache diensam seyn.

VIII

Viel Stoff und Kraft zu edler Resignation steht jedem Menschen täglich zu Gebote.

Den Stoff betreffend, so ist es ja blos sein Sinnliches, was durch sein Geistiges begleitet und geführt, geläutert und veredelt werden kann und will. — Welcher Sterbliche aber athmet ohne Sinnlichkeit? Welcher sanfte gute edle Mensch ward nicht vorzüglich mit einem reichen Fonds davon begabt? Zum Genusse der

holden reinen unerschöpflichen Natur mit einer Fülle von Empfänglichkeit ausgestattet, die allen seinen Bedürfnissen, den grössten wie den kleinsten, den zartesten gleich den stärksten, vollkommen angemessen ist?

Bei gehöriger Umhersicht möchte von dieser Seite der Reichthum des Stoffs, um vieles mehr wie der Mangel daran, den Menschen so lange drücken, als er den Gehalt seiner Haabe nicht genau genug kennen, sie nicht richtig ordnen, und erspießlich nutzen gelernt hat. — Wenigstens lassen sich die allbekannten, bis zum Uebertriebenen und Ekelhaften oft erhobenen, Klagen über die (erbsündliche) Sinnlichkeit des Menschen nicht füglicher erklären, als aus der Annahme, daß er im Ganzen genommen mit einem Uebermaasse davon geplagt seyn müsse: wie das auch wirklich im Zustande der Rohheit und Halbkultur stets der Fall bleibt, hingegen bei errungener ächter Menschenwürde sicherlich theils bis zum Unnamhaften verschwindet, theils in ein ungemein Förderliches fühlbar gewandelt wird.

Dies Alles kann Jeden die Erfahrung über

sich selbst und an Andern lehren. Das Wohl und Weh des Sinnlichkeits-Fonds im Menschen hängt lediglich von dem Gebrauche ab, den er unter moralischer Aufsicht oder Versäumniß davon macht, und machen will. — In Sachen der Resignation kann indessen bei mancher schönen und edeln Seele leicht ein Zweifel, der einem unedlern Gemüthe selten oder gar nicht anwandelt, darüber aufsteigen: ob es nicht oft an hinreichendem äussern Stoffe zu Verzichtungen gebreche, obgleich vom innern Material dazu ein Genügliches vorhanden sei?

Die Rede desfalls lautet ohngefähr so. „Ich spüre freilich wohl Anlagen zu mancher Bewährung eines Vermögens in mir, Verzichtungen von einigem Belang äussern zu können: ich möchte das sogar, sehne mich danach sehr, aber — von andern Schwierigkeiten dabei auch abgesehen — meine eingeschränkte Lage ist nicht danach beschaffen. Es fehlt mir an Gelegenheiten, ich stehe in zu isolirten, in viel zu gepreßten Lebensverhältnissen dafür: und das Wenige was ich etwa

noch leisten kann, ist theils zu unbedeutend, theils zu peinlich abgenöthigt und erzwungen. Hätte mich die Vorsehung auf einen höhern Standpunkt gestellt, wäre mir ein freierer, ausgebreiteterer Wirkungskreis in dieser Welt angewiesen, dann würde ich gewiß nicht zurückgeblieben seyn," u. s. w.

Im Allgemeinen hat über dergleichen Bedenklichkeiten Thilo ein treffliches Wort gesprochen, wovon hier Einiges wiederholt zu werden verdient. „Es ist eine unleugbare, „obgleich vielleicht unerklärliche, Thatsache, „daß der menschliche Geist mit wenigem „von aussen entlehnten Stoff, in die „unerforschten Tiefen seiner Werkstatt zurück-„gezogen, Bildungen vollenden kann, die „wie plötzliche Erscheinungen aus unbekannten „Regionen hervortreten, und desto mehr über-„raschen, weil die unerwarteten Gestalten sich „zugleich durch eine gewisse Originalität zu „unterscheiden pflegen. Gemeiniglich bedür-„fen sie dann weiter nichts, als daß ihre For-„men durch die Berührungen des gesellschaft-„lichen Lebens diejenige Ründung und Glätte

„erhalten, wodurch ein leichter Gebrauch der-
„selben allererst möglich wird. Ein einziger
„grosser Entschluß, von einem Geiste ergriffen,
„der ihn mit angestammter Kraft in das feste
„Gewebe seines Sinnens und Strebens auf
„das innigste verflechtet, kann im Innern
„einen Charakter schaffen, von dem wir
„vorher nicht die leiseste Spur bemerkten."
(Ueber den Ruhm S. 185 f.)

Im Besondern läuft es oft bei uns Menschen mit solchem ängstlichen Kleinmuthe auf Manches hinaus, was man ungern berührt fühlt. Darum werde hier geschwiegen von einer gewissen weichlichen Verzärtlung, steifen Unbeholfenheit, geheimen Eitelkeit ꝛc. die sich mit einzumischen pflegen, und nur herausgehoben das unschuldigere Gefühl der Bescheidenheit, als einer Mässigung in Ansprüchen überhaupt. Man glaubt nemlich, daß es uns an der erforderlichen Kraft und Stärke fehle, um grosse Selbstverleugnungen über sich erhalten zu können: obschon man ihr Heilsames in der Theorie anerkennt, ihr Thunliches bei Andern, vielleicht zu eigenem

Nutzen, mehrmals wahrgenommen, und selbst an sich bereits im Kleinen mit Vergnügen praktisch erfahren hat. — Was soll, was kann man dazu sagen?

Nur ein Einziges! Es liegt Jedem nahe, oder vielmehr, dem vermag Niemand auszuweichen. — In keiner Lage, es sei in welchem Stande man will, lebt Jemand der sich nicht oft genöthigt sahe, noch täglich sieht, auch immer nothgedrungen erblicken wird, auf sehr Vieles zu verzichten: Keiner, den nicht Umstände und Noth zwangen, sich selbst zu überwinden, wie hart es ihn auch anging, wie theuer es ihm zu stehen kam. — Nun frage er sich: „ob er das konnte, und wie er darin bestand?" Je nachdem er mehr oder weniger kultivirt ist, wird er mit mürrischem Unwillen oder mit ruhiger Heiterkeit antworten: „freilich konnte ich das, weil ich musste: und es ging, wenigstens ziemlich, damit von statten!"

Vermehrte denn aber in solchen Fällen der Zwang die Kraft wirklich: oder drückte, beschränkte, verminderte er sie im Ganzen

nicht vielmehr? — Scheinbar zwar geschah das Erste; aber genauer erwogen weckte, richtete, übte die (äussere) Gewalt nur die dem Menschen beiwohnende Vermögsamkeit, und konzentrirte sie auf den nothwendigen Punkt. Denn sonst müsste dieselbe Noth Jeden beständig zu dem Nemlichen bringen, wozu sie Einige treibt: und das geschieht bekanntlich nicht. Dieser verkömmt darin, Jener arbeitet sich heraus, ein Dritter setzt sich darüber weg, lacht oder spottet ihrer, ein Vierter beugt und zwingt sie selbst, sei es in Unwürde oder durch Seelenstärke: alle behandeln sie Jeder auf seine eigene Weise. Das spricht doch offenbar für das Unvermögen alles Zwangs, theils Kräfte zu schaffen wo sie nicht sind, theils zu vermehren wenn sie nicht hinreichen, sie erhalten zu können wofern sie sinken wollen oder müssen. Wohl aber beweisen Thatsachen der Art, und man sieht es ohnehin oft, daß Drang und Noth für das menschliche Vermögen überhaupt hinderlich und schwächend werden. Auch deutet der Begriff des Zwanges, als eines Widerstandes welcher der

Freiheit geschieht, bereits dahin: und man wird nicht in Abrede seyn, daß die geistige, die sittliche Kraft des Menschen sich nur in ungehemmter Freiheit am besten und glänzendsten zeigen könne, auch solle.

Unwidersprechlich geht daraus hervor: daß man im Sittlichen ausser der Noth könne, was man in ihr vermochte. Und weil die Erfahrung Jeden bewiesen hat, daß er manches oder vieles dadurch möglich machte; so wird es auch in seiner Willkühr stehen müssen, aus sich selbst eben so viel oder noch mehr zu bewirken, als wozu dringende Umstände ihn nöthigten. Dies wird ihm sogar leichter werden, auf alle Fälle ehrenvoller für ihn seyn, da er freiwillig sich dazu bestimmt. Es wird es daher auch lieber wollen, mithin auch öfter wirklich thun, ohne erst durch Nothdrang sich dazu antreiben zu lassen. — Uebrigens wird er der Macht der Umstände Dank dafür wissen, daß sie ihn oft erst mit seinen Kräften gehörig bekannt machte und sie ordnete. Er darf ihr zwar nicht leichtsinnig sich aussetzen, sie aber auch nicht zaghaft

fürchten, indem dabei nur desto mehr Veranlassungen entstehen, das Erlernte anzuwenden, und jedes in der menschlichen Natur verborgen liegende Kraftvolle ins Helle und Thätige zu setzen.

Gemeiniglich versieht man es aber darin, daß man zu viel auf einmal bewerkstelligen, alles im Augenblick habhaft werden will. — Ein grosses Hinderniß der menschlichen Vervollkommnung überhaupt, und der Selbstüberwindung insbesondere liegt wahrlich in dem Schwindel und Taumel, in der Ungeduld und Uebereilung, die man sich dabei zu Schulden kommen lässt. — Man sieht frappante Beispiele, man hört etwa von glänzenden Mustern der Aufopferung, und gleich möchte man nachahmen, zur Stelle sie erreichen, oder wo möglich, sie noch übertreffen. Dann brennt man vor Begierde nach Resignation; die gewohnte Sphäre ekelt einem an, worin man wirken kann und soll; alles in unserer Lage scheint uns zu hinderlich und geringfügig dafür ꝛc. Die leidigen Folgen davon sind, daß vieles übertrieben, zur Unzeit vorgenom-

men, mit ungleichen Kräften versucht wird, also fehlschlägt, und man weit übler daran ist, wie vorher.

Die Ursache dieser moralischen Begehrlichkeit, worin der Mensch sehr leicht verfällt, wenn sein Wille einen gewissen Grad der Höhe für die thätige Darstellung des Guten erreicht hat: der Grund einer solchen Verkehrtheit liegt überhaupt in unsrer grossen Anhänglichkeit an diejenige Art des Vernünftelns, wonach man wähnt, das Wesen der Vorschriften, welche die Moral zunächst für die Gesinnung im Ganzen aufstellt, liesse sich gewissermassen.... erschöpfen in einzelnen Handlungen, weil es sich darin oft ... beweisen oder zeigen kann, auch soll.

Ein anderer Abweg ist, wenn der Fall umgekehrt, und die Hauptsache der sittlichen Güte nur in die Gesinnungen gesetzt wird, als in ein überkommenes „inners Licht," was durch Thaten, denen stets ein „Irdisches, Weltliches oder Unreines" anhänge, getrübt werde. — Auf diesem Irrwege schleicht der mystische

Frömmlerz auf jener Irrbahn keucht der dogmatistische Thätler einher, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist.

Jene extremsüchtige Einseitigkeit greift nun insbesondere den Kopf und das Herz dadurch an, daß der Verstand beständig über seine Beschränktheit angeschuldigt, und der Wille stets wegen seiner Unfreiheit beunruhiget wird, wenn und so oft nicht thätig zu leisten war, nicht gleich wirklich zu realisiren ist, was die Urtheilskraft in einzelnen Fällen für möglich und ausführbar erklärt. — Dabei gehen Gleichgewicht und Gleichmuth in uns verloren. Wir verfahren alsdann nicht mit fester und untrüglicher, nicht mit gesunder und allgemein gültiger Vernunft, sondern mit einer solchen, die wir selbst schwankend und kränkelnd gemacht haben. Wir treiben uns nemlich in blossen Versuchen umher, die oft mislingen müssen, sowohl weil wir nur endliche und beschränkte Wesen sind (aus dem menschlichen Unvermögen überhaupt) als auch weil bei ihnen der richtige Gesichtspunkt verfehlt ward (wegen des Gesetzlosen dabei insbesondere.)

Ganz natürlich, daß uns das immer begehrlicher und ungenügsamer macht, immer mehr verwirrt und lähmt, auch am Ende in der That oft völlig kraft- und willenlos darstellt.

Einer solchen geistigen Unordnung, denen gerade die bessern Menschen am meisten und schmerzlichsten ausgesetzt werden, da ihr Auge und Gefühl ungewöhnlich viel befasst, — einer solchen unglücklichen Lage hilft wirksam und einzig ab die Unterordnung des Erkennens und Wollens unter ein Höhers, als wir selbst sind: unter ein Erhabenes, Mächtiges und Gerechtes, was allen menschlichen Bedürfnissen, Ansprüchen und Forderungen entsprechen kann, wofern sie nur überhaupt vernünftig sind. — Begreiflich muß das jedem menschlichen Fassungs-Vermögen zusagen. Sowohl die seltenste tiefe Denkkraft, mit der vollendetsten Wissenschaft oder Kunst, und dem geläutertsten Willen, als der allergewöhnlichste Menschenverstand mit blos gesunder Vernunft: das zarteste wie das gemeinste Gefühl im Menschen muß durch jenes

Höhere zu erfüllen und gleichsam davon zu durchdringen seyn. Eben deswegen wird es Jedermann, nach eigenem Gutbefinden, als Maxime, Prinzip, Gesetz, als Rath, Schutz, Trost und auf zahllose andere Weise anzusehen, und sich oder Andern begreiflich zu machen haben. Alle müssen jedoch darin übereinkommen, daß dies nichts anders als ein Höchstes seyn könne. — Daher die Ueberschrift des letzten Abschnittes.

IX

Hohe Resignation ist ächte Religiosität.

In der so tief gefühlten Ueberzeugung: „daß man entweder nicht immer könne, was man wolle, noch beständig wolle, was man vermöge:" ist es nicht so sehr die Gegenwart welche uns drückt, als die Zukunft, die uns vermittelst der Vergangenheit ängstiget. Wir befürchten, daß die widrigen Folgen des Geschehenen oder Unterlassenen theils fortdauern, theils zunehmen, und uns dadurch immer

mehr von der Zufriedenheit mit unserm Zustande entfernen werden. Dies nöthigt uns, eine allgemeine moralische Weltursache anzunehmen, die unser Begehrungs-Vermögen mit der Erwerbkraft, wie umgekehrt das Können mit unserm Wollen, ausgleicht, d. h. wodurch zu seiner Zeit das Mangelhafte oder Unvollkommene aufhören, und Alles gut oder besser werden wird. — Dann aber steht man auf dem Gebiete der Religion.

Dies ertheilt aller Resignation einen höhern Charakter. Man betrachtet die einzelnen Akte der zu leistenden Verzichtungen nun nicht mehr als vollendbare Zwecke, sondern als Mittel oder Bedingungen zum höchsten Gute. Man trachtet nicht mehr nach Glückseligkeit überhaupt, d. h. nicht nach jedesmaligem Genusse, sondern nur nach einer mit der reinsten Sittlichkeit verbundenen Glückseligkeit, weil man vor der Gottheit blos durch Moralität derselben würdig seyn kann.

Diese Würdigkeit geht aber durch keinen fehlgeschlagenen äussern Erfolg verloren: sie ist nicht von irgend einem besondern oder einzelnen Nutzen abhängig: vielmehr übt und beweist sie sich durch jede, ihrer Natur angemessene Wirksamkeit als ein inneres und allgemeines Gutes. Und wenn etwas, so gibt das Gefühl, die Ueberzeugung von dem sichern Besitze einer solchen gesicherten Vorzüglichkeit, unserm Gemüthe Ruhe und Würde. — Das Erste, weil nunmehr die Sache des Erfolgs den besten Händen übergeben; das Zweite, weil sie der Selbstsucht entzogen ist. Jenes erhält heiter, Dieses edel.

Dem kömmt die frohe Erfahrung zu Hülfe, daß theils durch Selbstüberwindung bereits Manches gelungen, von uns wirklich ausgeführt sei, was wir beabsichtigten; theils wie sehr Vieles, von uns und Andern ehemals für gut Gehaltenes, was nicht erreicht ward, in der Folge sich weniger zuträglich, oft gar als ein Uebels zeigte, mithin weit besser unterblieb. Und solche

Erfahrungen entstehen dem auf sich merkenden Menschen nie. — Wie nun das Erste erfreuet, so klärt das Zweite über das bisherige Mangelhafte unsrer Einsichten oder Gefühle wohlthätig auf, es söhnt mit andern verfehlten Hoffnungen und Erwartungen aus, und erhellt das Trübe einer bevorstehenden ähnlichen Zukunft. Dies Alles desto befriedigender, da nunmehr Jedes der Art unter einer Leitung gedacht wird, die gleich hoch als unfehlbar, und darin machtvoll gerecht gütig, nach jedem Sinne göttlich ist.

Einer solchen Aufrechthaltung bedarf aber auch der Mensch desto nothwendiger, je ausgebildeter er ist und wird. Denn wenn man tief in sein geläutertes Inners eingeht, so findet sich die stete Ausübung der Resignation nicht weniger erschwert durch das öftere Ausbleiben des sichtlichen Erfolgs davon für Andere, als durch die fehlgeschlagenen Effekte für uns selbst. — Jeder Gutgesinnte würde, ohne Rücksicht auf sich, im Allgemeinen weit lieber auf Vieles, und insbesondere sehr gern

auf noch Mehrers verzichten, wenn nur dadurch Andern zu helfen wäre. Ein geordnetes d. h. ein menschenfreundliches Gemüth leidet ungemein dadurch, daß überhaupt so wenig in dem Kreise des Verzichtenden, für die Mitwelt, für den Nächsten, durch Aufopferungen aller Art auszurichten steht. Man beäugt dabei keinesweges, daß Jemand uns das lauten Dank wissen, oder dafür reichlich lohnen solle: dies müsste vielmehr dem sittlichen Zartgefühl oft ungemein wehe thun: sondern nur, daß Resignationen von denen besser benutzt würden, um derentwillen sie geschahen. Aber gemeiniglich achtet man darauf nicht, verkennt und misbraucht sie auch wohl auf die sonderbarste Weise. — Neben der Reinheit des Herzens kräftiget hiergegen nichts als der

Aufblick zu Gott!

Zuschrift
an einen
alten Freund

den

ehrwürdigen

Hofrath D. J. U. G. Schäffer

in

Regensburg

Wie Du voraussahest, Freund! bei der Untersuchung des Privatisirens stand mir kein namhafter literarischer Apparat zu Gebote. Auch die Beseitigung meiner Aufsätze über eine „Auswahl unter ärztlichen Geschäften," und über die „Gründe ihnen gänzlich zu entsagen" (anonymisch in den Jahren 1790 und 1793) erschien rathsamer, um den Gesichtskreis weit genug zu nehmen. Nun höre ich indessen doch

von einer Schrift, die vor einigen Jahren herausgekommen, aber als ehrenrührig verboten seyn, und den Titel führen soll „die privatisirenden Fürsten.“

Die Kunde von der Literatur über die Resignation betreffend, so nannte man mir erst neulichst blos „das Bild einer schönen Resignation von Sophie Laroche.“ Nur jetzt lese ich in einer Zeitung: „Der Himmel „der Zukunft, von C. U. Flügge. Altona „1804. Eine Gallerie von Gemälden, wie sie „die Phantasie und Hoffnung der Menschen „unter allen Himmelsstrichen und Nationen „entwarf, bei deren immer weitern Ansicht „auch das Interesse immer höher steigt, bis „der Verfasser endlich das letzte Stück, von „der Hand der Philosophie in unsern Tagen, „zeigt — worauf man keinen ausgemachten „Himmel mehr erblickt, sondern nur einen

„äussern farbenlosen Umriß desselben, mit der „Inschrift: Resignation!" — Ein Gedicht endlich von Young, was mit dem Original zur Seite, in der Uebersetzung die Aufschrift hat „von der Selbstverläugnung" (Kopenhagen 1763) ward mir schnell so seltsam entzogen, als es jüngst zufällig aufgefunden war.

Das geflissentliche Zitiren eines Theils meiner frühern kleinen Schriften, in den vorstehenden Abhandlungen, laß Dich nicht befremden. Du weisst, daß dies gegen die sonstige Gewohnheit Deines Freundes ist, und trauest ihm sicherlich zu, daß er es aus vielen Gründen sehr ungern that, die ihm während der sieben und zwanzigjährigen Periode seiner mannichfaltigen Autorschaft um so weniger entgangen seyn können, da sowohl der Schriftsteller wie der Mensch in seiner Person nicht minder tief herabgesetzt, als hoch erhoben wurde. Und

eben solche Urtheile, wenn sie über ein und das nemliche Buch widersprechend gefällt werden, machen denn schon den Mann in sich selbst gesetzt genug, um weder für sein Publikum noch für sich ungebührliche Notiz davon nehmen zu dürfen.

Allein in Deinem Erfahrungskreise bemerkst Du auch, daß zwischen den Schriftsteller und seine Leser noch überhaupt andere Personen treten können, die Mann und Sache nicht unmittelbar, sondern durch ein Medium erblicken, was aus eigner und fremder Zuthat entstanden ist: und daß dies in einzelnen Fällen auf eine sehr sonderbare Weise geschieht, die zum Einhalt, wenigstens zum Versuche einer Abhülfe dagegen, dringend aufzufordern vermag.

Vergegenwärtige Dir etwa den Fall, daß

ein talentvoller Jüngling, durch Natur und Lage eng mit Dir verbunden, von einem literarischen Urtheile, über eine oder andere Deiner Schriften gefällt, Gelegenheit hernehmen möchte, Deinem Rathe, Deiner Führung zu entschlüpfen: den Kopf oder das Herz bei Dir zu bedeuteln, weil ihm ein seichter Miethling, mit dem verrufenen „vornehmen Tone" gaukelnd darin vorging: — was könnte, was dürfte Dich hindern, in kühler Besonnenheit irgend ein Zeugniß aufzustellen, wie Du darum am wenigsten Ursache habest, Dich gerade jener bestimmten literarischen Arbeiten zu schämen, über welche die ehrenvolle Zustimmung Anderer, ebenfalls öffentlich geäussert, Dir zugesichert bleibt? Wenigstens verliert Dein Leser dadurch nicht, er mag Dir wohl oder übel wollen; und Du gewinnst in Dir durch Deine menschenfreundliche Absicht, von einer Seite mehr das Deinige, sei es auch nur für Eine Seele, redlich gethan zu

haben. — Daß aber Du solche Gesinnungen und Thaten beförderst, daß Du in ihnen recht eigentlich lebst, wir also auch hierin vollkommen Eins sind, das lehrte eine, mit Dir während oft seltsamer LebensEreignisse unverrückt gepflegte dreissigjährige, trauliche Freundschaft schon lange

Deinen

Elberfeld
im ErndteMonat
1804.

ununterdrückten
Rose.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nose, Karl Wilhelm

Das Privatisiren und die Resignation

Frankfurt a. M. 1805

Ph.pr. 889
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10041455-7